

DKFM. HANS JACHIM

GESCHICHTE(N) FÜR PISTOLEROS UND SPORTSCHÜTZEN

AUSZÜGE AUS DER WELTLITERATUR
ERGÄNZT UM EIGENE BEMERKUNGEN



erweiterte 2. Auflage, Wien, Sommer 2019

© 2019 Autor: Dkfm. Hans Jachim Verlag: Im Eigenverlag als .pdf-file

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildquellen: Archiv Jachim, Archiv DWJ-Verlags GmbH; wikipedia GNU-Free Doc. License

Ich habe mich bemüht, die Inhaber eventueller Urheberrechte zu ermitteln. Falls Urheberrechte verletzt sein sollten, bitte ich um Mitteilung unter hansjachim@yahoo.de

GESCHICHTE(N) FÜR PISTOLEROS UND SPORTSCHÜTZEN

Auszüge aus der Weltliteratur

erweiterte und ergänzte Neuauflage .

kommentiert von Hans Jachim
als .pdf vervielfältigt

Wien, November 2019

EINE ART VORWORT

Seite 6

DIE ENTWICKLUNG DER PISTOLE.

Seite 8

**DAVID GEGEN GOLIATH
EINE BIBLISCHE GESCHICHTE.**

Seite 11

**HANS JAKOB CHRISTOFFEL VON GRIMMELSHAUSEN:
„DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS“**

Seite 16

GIACOMO CASANOVA: "DAS PISTOLENDUELL IN POLEN"

Seite 20

WOLFGANG AMADÉ MOZART ALS SPORTSCHÜTZE.

Seite 24

MÜNCHHAUSEN UND DIE SCHIEßKUNST.

Seite 29

MÜNCHHAUSEN UND DER ANGRIFF DER WERWÖLFE

diesmal von Hans Jachim berichtet.

Seite 33

ALEXANDER PUSCHKIN: „DER SCHUSS“

SEITE 39

ALPHONSE DAUDET: „TARTARIN VON TARASCON“

Seite 45

ALEXANDER RODA RODA: „PISTOLENDUELL“

Seite 49

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO: „FRAGMENT ÜBER DAS DUELL“

Seite 51

JACQUES R. PECHERAL: „BOULEVARD DU RHUM“

Seite 55

**DAMON RUNYON: „EIN VIELBEGEHRTER KERL“
(„THE HOTTEST GUY IN THE WORLD“)**

Seite 59

JAMES JONES: „DIE PISTOLE“

SEITE 69

MAGIER, SCHWINDLER, KUNSTSCHÜTZEN.

SEITE 75

EINIGE DIVERTIMENTI

UND

EINE KLEINE BEMERKUNG ZUM SCHLUSS.

Seite 87

EINE ART VORWORT

Diese Schrift ist ein Privatdruck, den ich für Freunde aufgelegt habe. Ich möchte damit eine Verbindung zwischen meinen Hobbys Pistolenschiessen und Bücherlesen herstellen. Natürlich ist es verrückt, Literatur mit dem Thema „Pistolenschießen“ zu verknüpfen aber ich wollte mir damit selbst ein Geburtstagsgeschenk machen und auch diskret an mein nunmehr 50-jähriges Jubiläum als Sportschütze erinnern. Vielleicht gelingt es mir damit, Schützen zum Bücherlesen zu bringen; vielleicht greift aber auch der eine oder andere „Büchernarr“ zur Sportwaffe und wird dadurch zum „Waffennarren“.

Die Bezeichnung „Pistoleros“ ist selbstverständlich in freundlichem Verständnis gemeint und keineswegs im abwertenden Sinn, wie heute vielfach gebraucht. (Wir müssen leider feststellen: in mittelamerikanischen und südamerikanischen Staaten, in denen Drogenkartelle untereinander Krieg führen, ist der Begriff „Pistolero“ derzeit ausschließlich von Kriminellen übelster Sorte besetzt.)

Es sind weniger Geschichten für Jäger, auch nicht unbedingt solche militärischer Natur, eher für Sportschützen oder Waffensammler. Ein bestimmter Reifegrad des Lesers wird vorausgesetzt, um literarische Überzeichnungen und historische Fakten zu verstehen und richtig einzuordnen. Wenn meine Leser bei der einen oder anderen Geschichte schmunzeln oder laut lachen, dann hat sich meine größte Hoffnung erfüllt.

Ich bitte den geneigten Leser, in dieser Schrift keine politischen Aussagen zu suchen. Es gibt Sportschützen und Waffensammler in allen Gesinnungsgemeinschaften, es gibt sie in den USA, Deutschland, Russland, China, Israel, Libyen, Iran und es gab sie auch in faschistischen Regimen.

Die unpolitische Grundlage dieses Skriptums ermöglicht mir allerdings auch, auf sogenannte „politische Korrektheit“ – was immer das sein mag – keine Rücksicht zu nehmen. Dr. Otto von Habsburg hatte dazu einst in einem Interview mitgeteilt, dass er sich das Rauchen seit geraumer Zeit abgewöhnt habe. Nur einmal im Jahr, am sogenannten „Welt-Nichtrauchertag“ zünde er sich genüsslich ein "Zigaretterl" an.

Die olympischen Spiele der Neuzeit hatten von Anfang an auf den Schießsport gesetzt, auch Pistolenbewerbe werden und wurden praktisch bei allen Spielen abgehalten; ja mehr noch: die olympischen Regeln formten das internationale Reglement der Internationalen Schützenorganisation mit, man denke nur an den Bewerb „Schnellfeuerpistole“, der auch als OSP - Olympische Schnellfeuerpistole – bekannt ist.

Wenn wir schon bei der Literatur sind, ich halte es mit Heimito v. Doderer:

„Schon war entdeckt, für wieviel wichtiger gehalten werden muß, zu sehen, was ist, als festzustellen, was sein soll; denn, erstens, ist dieses so allgemein nur als Verabsolutierung möglich; zweitens aber führt es zur Apperzeptions-Verweigerung (dessen was ist nämlich), also zu jener verheerenden Form der modernen Dummheit, welche heute bereits die Verständigung über die einfachsten Dinge glatt unmöglich macht: vermittels der sogenannten Gesinnungen.“

H.v.D: Autobiografisches Nachwort zu „Das Letzte Abenteuer“

Quellenangaben mit Fußnoten – wie in wissenschaftlichen Arbeiten üblich – habe ich mir hier erspart. Die jeweilige Quelle ist im Text des betreffenden Kapitels ersichtlich. Um Zitate und Originaltexte von meinen Kommentaren zu unterscheiden, habe ich sie kursiv gesetzt. Wie den vorhergegangenen Absatz.

Ich wünsche gute Unterhaltung und wer einen Druckfehler findet, kann ihn gerne behalten.

Wien, im Sommer 2011

Hans Jachim

VORWORT ZUR ZWEITEN, ERWEITERTEN AUFLAGE.

Im Laufe der letzten Jahre hatten sich weitere Textstellen aufgedrängt, die ich zusammen mit erweiterten Zitaten aus bereits vorhandenen "Geschichten" einfügen wollte. Auch konnte ich es mir nicht verkneifen, selbst eine "Münchhausiade" zu erfinden und hier zum Besten zu geben. Diese nun wesentlich umfangreichere Arbeit habe ich "nur" als .pdf-file herausgegeben. Wer Lust hat, möge sie auf dem Bildschirm betrachten oder selbst ausdrucken.

Der Hinweis auf mögliche Druckfehler bleibt aufrecht. Ich habe keinen Lektor gefunden, der dies für Kaffee und Kuchen und gutes Zureden gemacht hätte.

Wien, November 2019

Der Obige

DIE ENTWICKLUNG DER PISTOLE.

In einer Jubiläumsschrift zum 50-jährigen Bestand meines Pistolenschützenvereins hatte ich einen kurzen Abriss über die Entwicklung der Faustfeuerwaffe gegeben. (Die Chronik des CWP. 1959 - 2009) Da in der vorliegenden Sammlung die Pistole einen zentralen Angelpunkt darstellt, möchte ich diese Übersicht hier zur Einstimmung wiederholen. Es soll aber nur eine sehr grobe einführende Darstellung in einem literarischen Umfeld bleiben, die Fußnoten aus dem ursprünglichen Text habe ich daher kühn weggelassen. Auch auf die Gefahr hin, als „Graf von Googleberg“ bezeichnet zu werden. Jetzt geht es los:

Es scheint gesichert, dass die Bezeichnung Pistole im 15. Jahrhundert entstanden ist und sich aus dem italienischen Sprachraum her verbreitet hat. Einmal soll die „pistola“ nach der italienischen Stadt „Pistoia“ benannt sein. Allerdings hat man dort nicht die Pistole „erfunden“, sondern war im 15. Jahrhundert für die Erzeugung besonders scharfer kurzer Dolche berühmt, die als „pistola“ oder „pistolese“ bekannt wurden. Man nimmt an, dass diese Bezeichnung später auf kurze Feuerwaffen angewendet wurde, gleichzeitig aber auch für eine bestimmte Münze in Gebrauch war.

Bald, mit der Erfindung des Radschlusses konnten Pistolen in brauchbarer Form als Reiterwaffen oder auch als leichter transportable Schutzwaffen hergestellt werden. Während die Musketen oder Arkebusen noch längere Zeit, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als Luntenschlossvarianten in Verwendung waren, war die Standardbewaffnung des Reiters die Radschlosspistole und der Radschlosskarabiner. In dieser Form – nämlich als Radschlosswaffe tritt die Pistole ihren ersten Siegeszug an. Während der Infanterist oder Landsknecht eine Langwaffe mit Luntenschloss bei einiger Übung noch gut handhaben konnte, war dies für einen Reiter – Ritter – aus naheliegenden Gründen nicht besonders zielführend. Der elitäre Ritter, der sich für Rüstung und Schlachtross Ausgaben leisten konnte, die sich – auf heutige Verhältnisse umgerechnet – in Höhe von Luxusautomobilen der obersten Klasse bewegten, konnte dann noch einmal einen Geldbeutel im Wert eines „Mercedes“ für ein Paar gute Radschlosspistolen drauflegen. Dass dabei ein Musketier nicht unbedingt gegen die unzuverlässigeren Radschlosswaffen im Nachteil war, ist bei Grimmelshausen nachzulesen.

Der Repräsentationswert solcher Pistolen geht aus dem bekannten Portrait von Sir Martin Frobisher, dem



Entdecker der Northwest-Passage nach Nordamerika hervor. (1535 – 1594). Er ließ sich mit einer Radschlosspistole abbilden – beinahe hätte ich „ablichten“ geschrieben. Aber nicht um zu zeigen, was für ein wilder Hund er sei sondern dass er mit wertvollstem Gerät ausgerüstet ist. Vergleichbar etwa mit heutigem Portrait, die Hand an der Türschnalle eines „Ferrari“.

Es liegt auf der Hand, dass sich der exklusive Kreis der stolzen Besitzer solcher Waffen nicht zu „Schützengilden“ zusammen schließen wollte; dies blieb den bürgerlichen Wehren vorbehalten, die sich in Gruppen zum Selbstschutz mit der Armbrust oder Muskete vertraut machten. Am Besten charakterisiert ein Zitat aus dem Bock-Weigel, dem bekannten Standardwerk für Faustfeuerwaffen, das damalige Einsatzgebiet der Pistole:

„Die Pistole war die Waffe des Privatmannes, die er zu seiner Verteidigung auf Reisen mitführte. Sie war aber auch die Schußwaffe des Offiziers, der sie neben dem Degen trug. Außer Reiten, Tanzen und Fechten gehörte das Pistolenschießen zu den Fertigkeiten, die man von jungen Kavalieren verlangte.“ (Ende Zitat)

In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten sich ausgehend von Frankreich kurze pistolenartige Gewehre entwickelt, zumeist mit drachenkopfförmigen Laufmündungen, die in der Folge „dragons“ genannt wurden. Diese Drachenthemen wurden von Militärtruppen übernommen, woraus der Begriff „Dragoner“ abzuleiten wäre. Mitte des 16. Jhdts entwickelten sich sogenannte berittene „Pferdeschützenkompanien“, die mit leichteren Harnischen und Radschlosspistolen ausgestattet waren. Auch der Colt „Draught“ verweist auf diese Tradition, jetzt bereits als Waffe für „Dragoner“ konzipiert.

Bis ins 17. Jahrhundert hatten Jagdgewehre meist nur kurze Schäftungen, die nicht gut für die heute praktizierte Anschlagtechnik geeignet waren. Man hielt sie einfach mit beiden Händen vor der Schulter und es galt: alles, was so kurz und leicht war, dass man es mit einer Hand halten konnte, das war eine Pistole! In der Wiener Jagd- Hof- und Rüstkammer“ in der Burg findet man sogar eine für Maximilian II. angefertigte Radschloßpistole aus Braunschweiger Erzeugung, die Fingerkerben für eine Hand aufweist. Ein Vorläufer des heute bekannten „orthopädischen Griffes“, aus der Zeit um 1556. In der ersten deutschsprachigen Enzyklopädie von Zedler 1750 findet sich als Definition der Pistole: „... ein Feuer=Gewehr, dessen sich insgemein die Reuter gebrauchen, und es in der freien Hand los schießen.“

Wenn dann auch in späteren Zeiten mit Pistolen trainiert wurde, so erfolgte dies eher als Vorbereitung zum Duell oder im Umkreis militärischer Ausbildung, nicht aber als sportliche Betätigung um ihrer selbst willen. Am Mangel an geeigneten Waffen konnte es aber nicht gelegen sein. Warum bei dieser Entwicklung und beim Trainingsbedarf für Duellschießen sich - noch nicht - zeitgleich das Pistolenschießen als Sportart etablierte, ist mir persönlich noch ein Rätsel. Bis ins 19. Jahrhundert findet man jedenfalls keine Hinweise auf vergleichende Bewerbe im

Sinne unseres heutigen Begriffs für Sport. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass noch Bolgár um 1880 in seinen Duellregeln zwei Waffengattungen als „duellfähig“ erwähnt, nämlich die blanke Waffe (Säbel oder Degen) und die Pistole. Während es aber einem Fechtmeister auch als Beleidigtem nicht gestattet war, seine professionelle Waffe zu wählen, ist von „Meisterschützen“ noch keine Rede: die Pistole war die neutrale Waffe für jedermann. Erst Mitte des 19. Jh. gab es dann Varianten des sportlichen Pistolenschießens, wie wir sie heute kennen und ausüben. Mit der preiswerten Vervollkommnung des Revolvers durch Colt und in der Folge durch andere Hersteller wurde die Faustfeuerwaffe für „Normalsterbliche“ erschwinglich. Was den Revolver betrifft, so hat sich dieser bis heute gebrauchsfähig erhalten, trotz technischer Innovationen auf dem Gebiet der halbautomatischen Pistolen. Wie es einer meiner Freunde einmal formulierte: *„Der Revolver ist, technisch gesehen, ein lebendes Fossil aus dem Mittelalter, aber auch am Hai oder Krokodil lässt sich nicht mehr viel verbessern.“*

Die Sportschützen als Gewehrschützen entwickelten sich nun einerseits aus den städtischen Wehrverbänden, andererseits aus der Jägerschaft, die ja erst 1849 „bürgerlich“ geworden war. Damals wurde das Jagdrecht als Ausfluss des Grundeigentumsrechtes definiert und somit ein demokratisches Jagdrecht geschaffen. Vorher war die Jagd ja dem Adel vorbehalten geblieben. (Daher die Bezeichnungen als „Hochwild“ für den hohen Adel, „Niederwild“ für die niederen Adelsstände.) Bis weit ins 20. Jahrhundert traten Sportschützen auch bei internationalen Wettkämpfen daher im Jägerrock, mit Gamsbart oder Adlerflaum an und immer wieder wurde auch auf Tierscheiben geschossen. Die Pistolenschützen waren ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorerst ein ungeliebtes Anhängsel, das sich in kleinen Gruppen recht und schlecht organisierte. Dabei blieben sie aber stets dem Schützenbund und der internationalen Schützenunion verbunden. Es muss hier aber besonders hervorgehoben werden, dass seit den ersten olympischen Spielen der Neuzeit Pistolenbewerbe ein fixer Bestandteil des Programms waren, gemeinsam mit den Gewehrschützen. Über die ersten Pistolenschützen – Sportschützen – im Wiener Raum habe ich in meiner oben genannten Jubiläumsschrift ausführlicher berichtet. Wir wollen daher zum unterhaltsameren Teil übergehen.

David gegen Goliath

EINE BIBLISCHE GESCHICHTE.



Die Philister sammelten ihre Heere zum Streit und kamen zusammen zu Socho in Juda und lagerten sich zwischen Socho und Aseka bei Ephes-Dammim. Aber Saul und die Männer Israels kamen zusammen und lagerten sich im Eichgrunde und rüsteten sich zum Streit gegen die Philister. Und die Philister standen auf einem Berge jenseits und die Israeliten auf einem Berge diesseits, daß ein Tal zwischen ihnen war.

Da trat aus den Lagern der Philister ein Riese mit Namen Goliath von Gath, sechs Ellen und eine Handbreit hoch; und er hatte einen ehernen Helm auf seinem Haupt und einen schuppendichten Panzer an, und das Gewicht seines Panzers war fünftausend Lot Erz, und hatte eherne Beinharnische an seinen Schenkeln und einen ehernen Schild auf seinen Schultern. Und der Schaft seines Spießes war wie ein Weberbaum, und das Eisen seines Spießes hatte sechshundert Lot Eisen; und sein Schildträger ging vor ihm her.

Und er stand und rief zu dem Heer Israels und sprach zu ihnen: Was seid ihr ausgezogen, euch zu rüsten in einen Streit? Bin ich nicht ein Philister und ihr Sauls Knechte? Erwählt einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu streiten und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte sein; vermag ich aber wider ihn und schlage ihn, so sollt ihr unsre Knechte sein, daß ihr uns dient. Und der Philister sprach: Ich habe heutigestages dem Heer Israels Hohn gesprochen: Gebt mir einen und laßt uns miteinander streiten. Da Saul und ganz Israel diese Rede des Philisters hörten, entsetzten sie sich und fürchteten sich sehr.

David aber war jenes ephrathischen Mannes Sohn von Bethlehem-Juda, der hieß Isai; der hatte acht Söhne und war ein alter Mann zu Sauls Zeiten und war betagt unter den Männern. Und die drei ältesten Söhne Isais waren mit Saul in den Streit gezogen und hießen mit Namen: Eliab, der erstgeborene, Abinadab, der andere, und Samma, der dritte. David aber war der jüngste. Da aber die drei ältesten mit Saul in den Krieg zogen, ging David ab und zu von Saul, daß er die Schafe seines Vaters hütete zu Bethlehem. Aber der Philister trat herzu frühmorgens und abends und stellt sich dar vierzig Tage.

Isai aber sprach zu seinem Sohn David: Nimm für deine Brüder dieses Ephra geröstete Körner und diese zehn Brote und lauf ins Heer zu deinen Brüdern, und diese zehn frischen Käse und bringe sie dem Hauptmann und besuche deine Brüder, ob's ihnen wohl gehe, und nimm, was sie dir befehlen. Saul aber und sie und alle Männer Israels waren im Eichgrunde und stritten wider die Philister.

Da machte sich David des Morgens früh auf und ließ die Schafe dem Hüter und trug und ging hin, wie ihm Isai geboten hatte und kam zur Wagenburg. Und das Heer war ausgezogen und hatte sich gerüstet, und sie schrieen im Streit. Denn Israel hatte sich gerüstet; so waren die Philister wider ihr Heer auch gerüstet.

Da ließ David das Gefäß, das er trug, unter dem Hüter des Gerätes und lief zum Heer und ging hinein und grüßte seine Brüder. Und da er noch mit ihnen redete, siehe, da trat herauf der Riese mit Namen Goliath, der Philister von Gath, aus der Philister Heer und redete wie vorhin, und David hörte es. Aber jedermann in Israel, wenn er den Mann sah, floh er vor ihm und fürchtete sich sehr. Und jedermann in Israel sprach: Habt ihr den Mann gesehen herauftreten? Denn er ist heraufgetreten Israel Hohn zu sprechen. Und wer ihn schlägt, den will der König sehr reich machen und ihm seine Tochter geben und will seines Vaters Haus freimachen in Israel.

. . . . Und David sprach zu Saul: Es entfalle keinem Menschen das Herz um deswillen; Dein Knecht soll hingehen und mit dem Philister streiten. Saul aber sprach zu David: Du kannst nicht hingehen wider diesen Philister, mit ihm zu streiten; denn du bist ein Knabe, dieser aber ist ein Kriegermann von seiner Jugend auf. David aber sprach zu Saul: Dein Knecht hütete die Schafe seines Vaters, und es kam ein Löwe und ein Bär und trug ein Schaf weg von der Herde; und ich lief ihm nach und schlug ihm und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn. Also hat dein Knecht geschlagen beide, den Löwen und den Bären. So soll nun dieser Philister, der Unbeschnittene, sein gleich wie deren einer; denn er hat geschändet das Heer des lebendigen Gottes. Und David sprach: Der HERR, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister.

Und Saul sprach zu David: Gehe hin, der HERR sei mit dir! Und Saul zog David seine Kleider an und setzte ihm seinen ehernen Helm auf sein Haupt und legte ihm seinen Panzer an. Und David gürtete sein Schwert über seine Kleider und fing an zu gehen, denn er hatte es nie versucht. Da sprach David zu Saul: Ich kann nicht also gehen, denn ich bin's nicht gewohnt, und legte es von sich und nahm seinen Stab in seine Hand und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bach und tat sie in seine Hirtentasche, die er hatte, und in den Sack und nahm die Schleuder in seine Hand und machte sich zu dem Philister.

Und der Philister ging auch einher und machte sich zu David und sein Schildträger vor ihm her. Da nun der Philister sah und schaute David an, verachtete er ihn; denn er war ein Knabe, bräunlich und schön. Und der Philister sprach zu David: Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst? und fluchte dem David bei seinem Gott und sprach zu David: Komm her zu mir, ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde!

David aber sprach zu dem Philister: Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des HERRN Zebaoth, des Gottes des Heeres Israels, das du gehöhnt hast. Heutigestages wird dich der HERR in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage und nehme dein Haupt von dir und gebe die Leichname des Heeres der Philister heute den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land innerwerde, daß Israel einen Gott hat, und daß alle diese Gemeinde innerwerde, daß der HERR nicht durch Schwert noch Spieß hilft; denn der Streit ist des HERRN, und er wird euch geben in unsre Hände.

Da sich nun der Philister aufmachte und daherging und nahte sich zu David, eilte David und lief auf das Heer zu, dem Philister entgegen. Und David tat seine Hand in die Tasche und nahm einen Stein daraus und schleuderte und traf den Philister an seine Stirn, daß der Stein in seine Stirn fuhr und er zur Erde fiel auf sein Angesicht. Also überwand David den Philister mit der Schleuder und mit dem Stein und schlug ihn und tötete ihn. Und da David kein Schwert in seiner Hand hatte, lief er und trat zu dem Philister und nahm sein Schwert und zog's aus der Scheide und tötete ihn und hieb ihm den Kopf damit ab. Da aber die Philister sahen, daß ihr Stärkster tot war, flohen sie.

1 Samuel 17; (Gutenberg 1954) Ohne Querverweise

Warum erwähne ich hier den Kampf Davids gegen Goliath, wie wir ihn aus der Bibel kennen? Wir lernen dabei in überzeugender Darstellung mit der antiken Steinschleuder eine Waffe kennen, die in gewisser Weise als Vorläufer der Faustfeuerwaffe gelten kann: die Schleuder ist eine handliche Taschenwaffe, die mit einhändiger Bedienung eine hohe Wurfgenauigkeit erreicht. Ihre Handlichkeit erlaubt es, eine Reserveschleuder mitzuführen und lediglich einige Wurfgeschosse in der Tasche belasten den Schützen. Allerdings erfordert sie, um präzise zu sein, intensive Übung und Praxis. Es handelt sich dabei allerdings nicht um die Schleuder, die wir als Buben aus einer Astgabel mit Gummiringen gebastelt haben, die richtig als Zwillie bezeichnet wird.

„Die Schleuder ist eine Fernwaffe, die von der Antike bis ins Hochmittelalter weit verbreitet war. Sie besteht in ihrer einfachsten Form aus einem langen Streifen Leder oder Stoff, der in der Mitte eine kleine Ausbuchtung für das Geschoss hat. Der Schleuderer nimmt beide Enden der Schleuder in die Hand, legt ein Geschoss in die Ausbuchtung und schwingt die Schleuder. Wenn die Schleuder eine ausreichend hohe Geschwindigkeit erreicht, lässt der Schütze das eine Ende los und das Geschoss fliegt aus der Schleuder.“

Zitat aus wikipedia

Um ausreichende Treffgenauigkeit zu erreichen, erfordert die Schleuder jahrelanges Training; auch hier ist sie mit der Faustfeuerwaffe vergleichbar. In der Antike wurden von den Römern eigene Schleuder-Truppen eingesetzt, wobei man sich nicht der Mühe unterzog, die eigene Mannschaft umständlich auszubilden sondern Schleuderer aus Rhodos oder den Balearen als Söldner anheuerte. Besonders auf den Balearen soll die Schleuder bis heute ein traditionelles Jagd- und Kampfgerät sein. Der Römer Livius berichtet, dass Hannibal beim letzten Feldzug gegen Rom 219 v.Chr. etwa 870 Schleuderer von den Balearen im Tross hatte. Die Geschosse – meist Steine aber auch Bleikugeln – wiegen 100 bis 500 Gramm und erzielen eine Reichweite von mehr als 150 Metern bei ausreichender Treffsicherheit. Angeblich werden auf den Balearen seit einigen Jahren wieder Meisterschaften in dieser Schießkunst ausgetragen. Als Verteidigungswaffe wurde die Schleuder auch von den Indios im Kampf gegen die spanischen Eroberer eingesetzt und man findet sie gelegentlich noch heute im Heiligen Land beim Kampf der Philister (Pardon: Palästinenser) gegen Israeli, allerdings auf der anderen Seite der Schlachtordnung.

Eine ähnliche Waffe findet man als Steinrundlinge oder Wurfkugeln, verstreut über Eurasien, Afrika, Amerika seit etwa 5.000 Jahren. In einem konkreten Fall



Der Granitdiskus mit der markanten Bearbeitung.

eines Fundes in Österreich dürfte es sich dabei um ein handflächengroßes diskusähnliches Steingeschoss handeln, in das eine etwa zehn Millimeter breite Rinne eingegraben ist, die sich zur Mitte hin lochförmig vertieft. An einer langen Schnur wurde diese Wurfkörper über Kopf gewirbelt und in eine bestimmte Richtung losgelassen. In Südamerika als „Bola“ bekannt, dürfte diese Steinzeitwaffe mancherorts noch heute in Verwendung sein. Der österreichische

Forscher Dr. Hugo Bernatzik lernte bei einer Forschungsreise bei Hinterindischen Bergvölkern (H.B.: Aka und Mean, Graz/ Innsbruck 1947) eine Abart einer solchen Schleuder kennen und beschreibt dies:

„Außerdem gebraucht man originelle Schleudern. Sie bestehen aus durchbohrten Eisenkugeln von etwa sechs Zentimeter Durchmesser, die an einem an die zwanzig Klafter (Anm.: 1 Österr. Klafter = ca. 1,89 Meter, also insgesamt etwa 38 Meter) langen dünnen Tau befestigt sind. Dieses Tau fasst man nun einen halben Meter hinter den Eisenkugeln, wirbelt sie im Kreise und lässt sie fliegen. Sobald diese Schleuder ihr Ziel erreicht hat, zieht man sie am Tau wieder zu sich heran,“

Zurück zur Davids-Schleuder: historisch ist dieser Kampf David gegen Goliath in die Zeit der Auseinandersetzungen gegen die gleichzeitig mit den jüdischen Stämmen in Israel erschienenen Philistern anzusetzen. (Um 1020 v.Chr.) Trotz des geschilderten Zweikampfes siegten temporär die Philister, König Saul wählte den Freitod und sein Nachfolger auf dem Königsthron wurde eben jener David. Er

regierte 30 Jahre als König von Juda und auch als König des vereinigten Reiches Israel; es gelang ihm, das Reich zu sichern und Jerusalem zur Hauptstadt zu erheben. David umgab sich – trotz seiner eigenen Schießkünste – mit einer aus Kretern und Philistern zusammengesetzten Leibwache, daher wurzelt die Redewendung „Krethi und Plethi“. Davids Sohn und Nachfolger wiederum war der uns Allen aus „Tausendundeine Nacht“ bekannte König Salomo, aber dies ist wieder eine andere Geschichte.

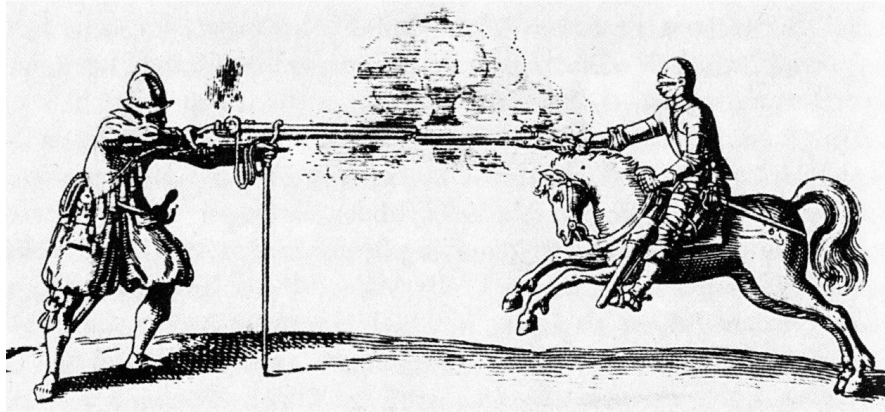
Nun aber wollen wir noch einen Abstecher zur David-Statue von Michelangelo unternehmen. Die Figur wurde im Auftrag der Medici geschaffen und vor dem Palazzo der Signoria, der Stadtregierung von Florenz, aufgestellt. Die Blickrichtung des David war nach Siena gewandt, als symbolische Warnung für den mit Florenz verfeindeten Stadtstaat. Der David von Michelangelo ist ja wunderschön anzuschauen – besonders für Damen oder auch für Herren, die nackte Biberln wollen – und passt damit in die Tradition der Olympischen Spiele der Antike. Den „echten“ David stelle ich mir persönlich eher als einen rundum mit Schaffellen behängten Typen vor, der sich eine gewisse Treffsicherheit beim Schafe hirtten angeeignet hatte. Damit würde das Bild eines Balearischen Schafhirten, das wir wieder in wikipedia finden, besser zum antiken David passen. Bemerkenswert ist dabei, dass dieser eine Reserveschleuder als Stirnband und selbstverständlich einen Reservevorrat von Wurfgeschossen am Körper trägt. Beim „schönen“ David ist hingegen in der Wissenschaft die Diskussion darüber entbrannt, warum Michelangelo diesen als unbeschnittenen Jüngling dargestellt hat, während der echte David sicherlich gemäß jüdischer Tradition beschnitten war. Darüber hinaus streiten Historiker über die Identität des kämpfenden Davids, die Richtigkeit der Goliath-Begegnung und Anderes. Aber hier werden wir uns aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausklinken.



Ein Balearischer Schafhirte (Wikipedia)

Literatur: Jähns: Entwicklung der alten Trutzwaffen. Berlin 1800

HANS JAKOB GRIMMELSHAUSEN:
„DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS“



*Kürassier und Musketier beim Schußwechsel
Nach Wallhausen: Kriegskunst zu Pferd, 1616*

Grimmelshausen, der von 1621 bis 1676 lebte, wird heute als bedeutendster deutscher Erzähler des 17. Jahrhunderts bezeichnet. Aus einer Handwerkerfamilie stammend, wuchs er in deutschen Landen des 30-jährigen Krieges auf und soll bereits als junger Mensch von kaiserlichen Truppen zum Kriegsdienst verschleppt worden sein. Man war damals bei der Rekrutierung von Landsknechten nicht gerade zimperlich. Sein Hauptwerk, „Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch“ aus 1668 schildert diese Zeit aus der Sicht eines „Insiders“. Darin wird auch der Zweikampf eines Reiters mit einem Musketier - also einem „Infanteristen“ nach heutiger Diktion - beschrieben. Die Standardbewaffnung des Reiters waren damals die Radschlosspistole und der Radschlosskarabiner. Dass ein Musketier mit einer Luntenschlossmuskete nicht unbedingt gegen die unzuverlässigeren Radschlosswaffen im Nachteil war, ist bei Grimmelshausen nachzulesen. Der Musketier gerät bei einer Zeche im Gasthaus mit einem Reiter in Streit: zwischen Reiterei und Infanterie herrschte schon damals eine große Rivalität. Die Duellbedingungen werden schnell vereinbart: beide Widersacher kommen überein, mit ihren Waffen so wie im Felde zu kämpfen. Der Reiter war also mit zwei Pistolen und einem Karabiner, der Musketier mit einer Muskete ausgerüstet.

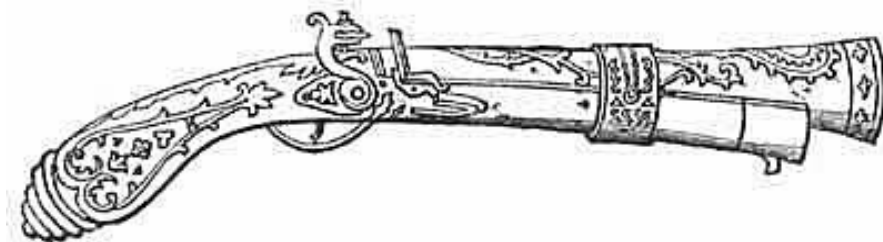
Der Musketier Simplicissimus lädt den Lauf seiner Muskete mit zwei Kugeln, schüttet das feinkörnige Zündkraut auf die Pulverpfanne, schließt den Pfannendeckel und verschmiert die Fuge mit Talg, so dass kein Funke in die

Pulverpfanne eindringen kann und etwa vorzeitig den Schuss auslöst. Aber lassen wir Grimmelshausen selbst in einer weitestgehend dem Originaltext entsprechenden Version selbst zu Wort kommen:

„Da ich nun an meinem bestimmten Ende mit doppeltbrennendem Lunden in angeregtes Felde trate und meinen Gegenteil vor Augen sahe, stellte ich mich, als ob ich das alte Zindkraut im Gang abschüttete; ich täts aber nicht, sondern rührte Zündpulver nur auf den Deckel meiner Zindpfannen, blies ab und paßte mit zweien Fingern auf die Pfanne auf, wie bräuchlich ist; und ehe ich meinem Gegenteil, der mich auch wohl im Gesichte hielte, das Weiße in Augen sehen konnte, schlug ich auf ihn an und brennte mein falsch Zindkraut auf dem Deckel der Pfannen vergeblich hinweg. Mein Gegner vermeinte, die Musket hätte mir versagt und das Zindloch wäre mir verstopft, sprengte derowegen mit einer Pistol in der Hand gar zu begierig recta auf mich dar in Meinung, mir meinen Frevel zu bezahlen. Aber eh er sichs versahe, hatte ich die Pfann offen und wieder angeschlagen, hieße ihn auch dergestalt willkommen sein, daß Knall und Fall eins waren.“

Der Reiter fällt also tot vom Pferd, Simplicissimus und seine Gefährten werden in Handschellen gefangengenommen und abgeführt, da Duelle bei Todesstrafe verboten sind. Simplicissimus wird schließlich „nur“ durchgepeitscht und in Unehre entlassen; vielleicht war es Grimmelshausen als Musketier einst ähnlich ergangen.

Ein Bild, das nahezu eine Illustration dieser Erzählung sein könnte, findet sich bereits 1618 in Wallhausens „Kriegskunst zu Pferdt“. Ob Grimmelshausen hier „abgekupfert“ hat? Für nähere Betrachtung der Bewaffnung im 30-jährigen Krieg ist festzuhalten, dass die „leichte Kavallerie“ – die Dragoner – häufig mit Radschlosspistolen ausgerüstet waren, denen das Luntenschloss der Infanterie, der Musketiere gegenüberstand. Das Steinschloss befand sich erst in Entwicklung, ein Luntenschloss wäre für Kavallerie undenkbar. Bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden sogenannte „Pferdeschützenkompanien“ eingerichtet, die nur mit leichtem Harnisch und Radschlosspistolen ausgestattet waren. Später verwendete man auch die Espingole oder Tromblon, eine Schrot pistole, deren Lauf sich nach der Mündung kegelförmig erweiterte und mit 42 Kugeln geladen wurde. Sie waren als „Kartätschwaffe“, die mit Schrotladungen (und Salz ?) bis zur Mündung vollgestopft waren, nicht nur bei Reitern sondern auch auf Kriegsschiffen im Einsatz. Zuletzt bei den österreichischen Kürassieren 1760.



EspingoleT Tromblon. Meyers Großes Konversations-Lexikon (1905)

Eine literarische Spur zu Reitertruppen dieser Zeit findet sich auch in Rilkes „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, der die Teilnahme des Cornets an der Schlacht bei Mogersdorf - St-Gotthard/Raab am 1. August 1664 unter der Führung des österreichischen Feldmarschalls Graf Raimund Montecuccoli beschreibt. (Ein Kornett war der jüngste Offizier einer Eskadron, dem die ehrenvolle Aufgabe zufiel, die Standarte zu tragen.) Die Kavallerie des General Johann von Sporck war maßgeblich an diesem letzten großen Sieg über die Türken vor der Zweiten Türkenbelagerung beteiligt. Dies sicherte einen vereinbarten 20-jährigen Frieden (Waffenstillstand?), den die Türken zumindest auf 19 Jahre, bis 1683 einhielten. Sporck (bei Rilke - Spork) selbst war ein Brocken von 1 Meter 90 Größe, der mit seinem schweren Pferd - es musste ja nicht nur sein Gewicht sondern auch die Rüstung tragen - in die türkischen Reihen mit ihren leichten Rössern allein durch den Zusammenprall Breschen geschlagen hatte. Zumindest nach Ansicht namhafter Historiker. Doch lassen wir Rainer Maria Rilke selbst in seinem „Cornet“ zu Wort kommen:

„Reiten, reiten, reiten, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag.

Reiten, reiten, reiten.

Und der Mut ist so müde geworden und die Sehnsucht so groß.

Endlich vor Spork. Neben seinem Schimmel ragt der Graf. Sein langes Haar hat den Glanz des Eisens.

Der von Langenau hat nicht gefragt. Er erkennt den General, schwingt sich vom Roß und verneigt sich in einer Wolke Staub. Er bringt ein Schreiben mit, das ihn empfehlen soll beim Grafen. Der aber befiehlt: »Lies mir den Wisch.« Und seine Lippen haben sich nicht bewegt. Er braucht sie nicht dazu; sind zum Fluchen gerade gut genug. Was drüber hinaus ist, redet die Rechte. Punktum. Und man sieht es ihr an. Der junge Herr ist längst zu Ende.

Er weiß nicht mehr, wo er steht. Der Spork ist vor Allem. Sogar der Himmel ist fort. Da sagt Spork, der große General:

»Cornet.«

Und das ist viel.“

Die Bewaffnung der Kavallerie (Dragoner) mit kurzen Musketen, Unteroffiziere und Offiziere mit Radschlosspistolen, haben wir ja bereits auf den vorherigen Seiten kennen gelernt. Die Kampfaktik der Reiterangriffe bestand darin, vollem Galopp auf den Gegner zuzureiten und vom ersten und zweiten Glied aus die Schusswaffen abzufeuern. Anschließend wurde der Kampf mit der blanken Waffe ausgetragen.

Die Rüstung des Generals Sporck, der nach der Schlacht von St. Gotthard zum Reichsgrafen ernannt worden war und später hochbetagt auf seinem Gut in Böhmen verstorben ist, findet sich in einer gesonderten Vitrine im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum „Arsenal“. Schade, dass hier nicht Zitate aus dem „Cornet“ beigefügt sind. Rüstungen der „Pferdeschützenkompanien“ befinden sich in der Schausammlung der Rüstkammer der Neuen Burg Wien, der „Heldenrüstkammer“ des Ferdinands von Tirol, Galerie.

Eine liebevoll parodierte Abwandlung des obigen Rilke-Zitats finden wir bei Ernst Jandl. Für diejenigen, die Jandl und seine Lautmalereien kennen und schätzen:

Rilke / sagt er/ dann sagte er/ gurke/ leise dann/ wölke.

Zum Ende noch ein Landsknechtsspruch, der auf den ersten Blick unglaublich simpel wirkt, in dem aber eine angedeutete Wahrheit steckt:

*Wer stehet, kann noch siegen.
Wer fallet, der bleibt liegen.
Wer übrig bleibt, hat Recht.*

(NN)

Grimmelshausen: „Der abenteuerliche Simplicissimus“, 1668, 3. Buch, 9. Kapitel.

Lugs: „Das Buch vom Schießen“, Artia, Prag, 1968, S 143 ff

Schmiedel: „Berüchtigte Duelle“, 1992 Berlin, ISBN 3-7338-0114-8

Rilke: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.

GIACOMO CASANOVA: „DAS PISTOLENDUELL IN POLEN“



Der Abenteurer Giacomo Casanova, (1725 - 1798), der sich auch Chevalier de Seingalt nannte, ist der breiten Masse aus schlechten und schlüpfrigen Übersetzungen und Raubdrucken seiner Memoiren bekannt. Erst 162 Jahre nach seinem Tod, etwa ab 1960 erschien bei Brockhaus in Wiesbaden eine erste authentische Fassung. Trotzdem, auch in den alten Versionen sind seine Memoiren aus zwei Gründen lesenswert:

Erstens: Sie enthalten ein Sittenbild der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa. Casanova ist ja weit herumgekommen, zum Teil in halboffizieller Eigenschaft als Diplomat (für Frankreich, Portugal und Venedig!) und unter "Sittenbild" sind nicht nur seine amourösen Abenteuer zu verstehen sondern auch seine Begegnungen mit dem Volk und den Großen seiner Zeit, von Friedrich II. bis Katharina II. von Russland, von Voltaire bis Mozart. Immerhin erhält er von Papst Clemens XIII den Orden vom goldenen Sporn. Die Liebschaften Casanovas nehmen dabei nur etwa ein Viertel des Raumes in seinem Memoiren ein.

Zweitens aber kann man nach neuesten Forschungen und Vergleichen mit anderen Quellen, in denen von ihm beschriebene Ereignisse gleichfalls erwähnt wurden, davon ausgehen, dass seine zeitgeschichtlichen Beschreibungen absolut wahrheitsgetreu und von größter Genauigkeit sind. Casanova hat nie "geflunkert".

So etwa, wenn Casanova eine Taufe in Russland, auf der winterlich zugefrorenen Newa beschreibt. Man hatte ein Loch in das Eis geschlagen und der Pope taufte die Kinder, indem er sie an den Füßen hielt und kurz mit dem Kopf in das Wasser eintauchte. "Drugoi", rief er auf einmal, was so viel hieß wie "Gebt mir ein anderes". Das Kind war ihm durch die von den vielen Taufen kältetauben Hände geglitten. Zu Casanovas Erstaunen stießen die Eltern des verunglückten Kindes Freudenrufe aus, denn sie waren überzeugt, dass das Kind auf dem schnellsten Weg in den Himmel geflogen sei.

Oder die Begegnung mit Friedrich II. von Preußen und seine Informationen über dessen homosexuelle Neigungen und Beziehungen zu seiner Leibgarde.

Casanova studierte, war Doktor der Rechte und erhielt die Weihen zum "Abate", einer Art Laienpriester. Er schrieb später Dutzende von Büchern, darunter mathematische Abhandlungen sowie über politische, medizinische und volkswirtschaftliche Themen. Mehrere Theaterstücke und ein utopischer Roman stammen aus seiner Feder. Aus neuesten Forschungen geht hervor, dass Casanova am Textbuch Da Pontes zu Mozarts "Don Giovanni" zumindest mitgearbeitet, wenn nicht überhaupt dieses fertiggestellt hat. Für eine Abhandlung der Geschichte Polens erhielt er allgemeine Beachtung und große Anerkennung, das Werk ist leider verschollen!

Casanova war auch ein guter Degenfechter und Pistolenschütze. Schnell in seinem Stolz beleidigt und entehrt, duellierte er sich mindestens ein Dutzend mal, wobei die Auseinandersetzung mit dem polnischen Königsprotégé General Branicki neben seiner spektakulären Flucht aus den venezianischen Bleikammern im Jahr 1756, in die er wegen einer Intrige gesteckt worden war, seine Zeitgenossen am meisten beeindruckte

Doch nun zu dem Duell in Polen:

Im März 1766 kam es zwischen Casanova und dem adligen polnischen Oberst Branicki, einer Dame wegen, gleichwohl aus nichtigem Grund, zu einem Wortwechsel, der in einer Duellforderung seitens Casanovas endete. Die Annahme der Forderung durch Branicki war für Casanova eine gesellschaftliche Aufwertung, da er ja nicht adligen Standes war. Seine bürgerliche Herkunft dürfte auch Triebfeder für sein Bemühen gewesen sein, stets als eine Art "Adabei" in die höchsten Gesellschaftskreise vorzudringen und letztlich den offenbar selbstgewählten Titel "Chevalier de Seingalt" anzunehmen. Unter Beachtung größter gegenseitiger Höflichkeitsbezeugungen fand das Duell dann statt. Mit Casanovas eigenen Worten:

„Ich warf meinen Pelzrock ab und ergriff auf Branickis Aufforderung eine von den beiden Pistolen. Branicki nahm die andere und sagte mir, er bürge mit seiner Ehre für die von mir gewählte Waffe. "Ich werde sie," antwortete ich ihm, "an Ihrem Kopf probieren". Er erbleichte, warf seinen Degen einem seiner Diener zu und zeigte mir seine entblößte Brust. Ich sah mich gezwungen, es ebenso zu machen, aber ich bedauerte dies; denn mein Degen war nach Abfeuerung der Pistole meine einzige Waffe. Nachdem ich ihm ebenfalls

meine Brust gezeigt hatte, trat ich fünf oder sechs Schritte zurück. Der Podstoli machte es wie ich; weiter konnten wir nicht.

Als ich sah, dass er stehen geblieben war und, wie ich, die Pistole zur Erde gesenkt hielt, nahm ich mit der Linken meinen Hut ab und bat ihn, mir die Ehre zu erweisen, den ersten Schuss zu tun. Hierauf bedeckte ich mich wieder. Anstatt sofort seine Pistole auf mich zu richten und zu feuern, verlor der Podstoli zwei oder drei Sekunden damit, zu zielen und seinen Kopf hinter seiner Waffe zu decken. Ich war nicht in der Lage, so lange zu warten, bis er mit allen diesen Anstalten fertig war. Ich erhob plötzlich meine Pistole und feuerte in demselben Augenblick, wo er auf mich schoss. Hieran kann kein Zweifel sein, denn die Personen der Nachbarschaft erklärten übereinstimmend, nur einen einzigen Schuss gehört zu haben. Ich fühlte mich an der linken Hand verwundet und steckte diese in die Tasche; als ich aber meinen Gegner fallen sah, warf ich meine Pistole fort und eilte auf ihn zu ..."



Die Gefolgsleute Branickis stürzten sich sogleich auf Casanova, um ihn gleichsam zu lynchen, doch Branicki, der noch bei Besinnung war, rief: "Gesindel, lasst diesen Ehrenmann in Frieden". Er bot Casanova noch Geld für die Flucht an, was dieser ablehnte. Da das Duell mit der Todesstrafe geahndet werden konnte, floh Casanova und fand nach einigen Schwierigkeiten und mit einem Fußtritt für den Bruder an der Pforte in einem Kloster Asyl. Es drohte ihm die Amputation der verletzten Hand wegen Gefahr des Wundbrandes, er weigerte sich trotz Lebensgefahr standhaft und konnte seine Gesundheit wieder voll erlangen. Nach einer Amnestie des Königs war es Casanova sogar möglich, seinen noch maladen Gegner Branicki aufsuchen. Er bot ihm die Freundschaft an, was dieser auch annahm! Branicki überlebte schließlich gleichfalls, er verstarb erst 1819.

Auch an einer anderen Stelle von Casanovas Memoiren kann man erkennen, dass er sehr wohl ein Mann war, der mit der Pistole umgehen konnte und mit dem Motto „ein guter Schuss zur rechten Zeit ...“ vertraut war. Gleichzeitig wirft es ein Schlaglicht auf die routinemäßige Bewaffnung eines Abenteurers wie Casanova zu dieser Zeit. Das Ereignis begab sich am Ende seines Aufenthalts in Wien 1753. Aus dieser Zeit liegen auch objektive Berichte des Wirkens der „Keuschheitskommission“ der guten Maria Theresia vor, die nicht nur für einen Abenteurer wie Casanova ein unsägliches Spitzelnetz von Moralwächtern aufgezogen hatte. Aber die nachstehende Begebenheit hatte weniger mit der „Sittlichkeit“ zu tun als mit der zeitgenössischen Gewohnheit, jede noch so unbekannte Krankheit durch Aderlass zu heilen und belegt Casanovas

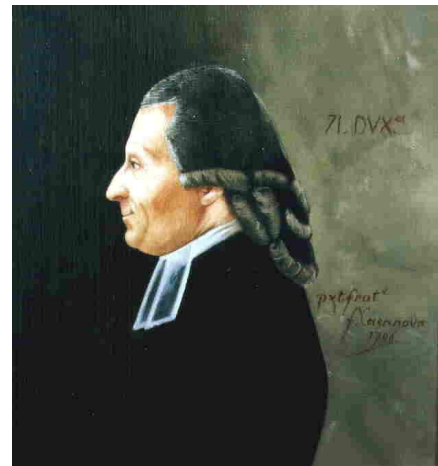
aufgeklärte Einstellung zur Medizin. Ich zitiere der Einfachheit halber den Biografen Th. Schäfer (sh. unten):

Nach einem Essen in Schönbrunn hatte er sich anscheinend eine gefährliche Mageninfektion zugezogen. Er glaubte sterben zu müssen. Als ein Arzt erschien, der den völlig Geschwächten zur Ader lassen wollte, schlug er gerade die Augen auf, entzog ihm müde den Arm und sagte, „Nein!“. Casanova erinnerte sich nämlich an einen an Durchfall und Magenverstimmung leidenden Maler, der nur deshalb hatte sterben müssen, weil er sich in dem geschwächten Zustand nicht gegen das Aderlassen hatte wehren können. Doch Casanovas Arzt kümmerte sich nicht um den Widerstand seines Patienten.

„ Gerade in diesem Augenblick spürte ich eine Belebung meiner Kräfte.; ich streckte die Hand aus, ergriff eine meiner Pistolen, und die Kugel riß ihm eine seiner Locken vom Kopf. Dies genügte. Alle Anwesenden machten sich aus dem Staube .. „

Casanova trank in der Folge reichlich Wasser und war am vierten Tag wieder gesund. Alle erklärten ihm später, dass nichts weiter geschehen wäre, hätte Casanova den Arzt erschossen. Jeder hätte bezeugt, dass dieser den Patienten gegen seinen Willen zur Ader lassen wollte, und dass der Schuss nur als Notwehr betrachtet werden konnte. Gesellschaftlich hatte das Ereignis positive Folgen. Jedermann wollte Casanova kennen lernen: *„Man sah in mir einen Mann, der sich mit Pistolenschüssen gegen den Tod gewehrt hatte.“* Etwa hundert Jahre später und einige tausend Kilometer mehr westlich hätte man Casanova wahrscheinlich als „Gun-Man“ gefeiert und in Groschenromanen verewigt.

Noch ein Wort über Casanovas Beziehungen zu Wien: Trotz der Maria-Theresianischen Keuschheitskommission – die seinen größten Unwillen hervorrief – stand Wien auch auf seinem Reiseplan, um seinen Bruder Francesco Casanova zu besuchen. Dieser war Maler und verdiente mit seinen kriegerischen Schlachtenbildern gutes Geld. Francesco hatte eine Villa in der Vorderbrühl, an der heutigen Meiereiwiese gelegen, wo er einen skurrilen und luxuriösen Lebenswandel führte. Nach seinem Bankrott starb er 1803. Von ihm stammt auch das nebenstehende Bildnis Giacomos aus der Zeit seiner letzten Lebensjahre in Dux.



Casanovas Altersbild von Bruder Francesco

Thomas Schäfer: "Casanova", Leipzig 1998, ISBN 3 86189 111 5

Im Internet findet man eine interessante Homepage über Studien zu Giacomo Casanova unter www.giacomo-casanova.de

WOLFGANG AMADÉ MOZART ALS SPORTSCHÜTZE.

„Am 7. Tag schuf Gott den Menschen. Es war Mozart“ (Grillparzer)

An Stelle eines Mozart-Portraits also dieses Zitat. Ein authentisches Portrait Mozarts – den Zeitgenossen ja nicht gerade als Schönling gelten ließen - soll es ja nicht geben. Ob Grillparzer dies im Sinne eines „Prototyps der Schöpfungsgeschichte“ gemeint hat, glaube ich zwar nicht, aber es würde auch passen.

Mozart als Musiker passt zwar nicht nahtlos in unser Kompendium der Weltliteratur, wengleich der Sammlung seiner Briefe sicherlich große Bedeutung als literarische Quelle zukommt. Deshalb und trotzdem wollen wir hier einhaken:

Mozart war ja sowohl in seiner Musik als auch als Privatmann sicherlich nicht der brave, angepasste Künstler, als der er lange Zeit von verklärten feinnervigen Musikliebhabern angesehen wurde. Sicherlich war seine Musik für ihre Zeit revolutionär, wie heute vielleicht die Entstehung der Rock- und Popmusik. Und in seinen Briefen offenbart sich ein anderer, derb zeitkritischer Mensch.

Doch Mozart ein Sportschütze? Es ist das Verdienst von Günther G. Bauer, Professor an der Hochschule „Mozarteum“ in Salzburg, dies entdeckt und der Öffentlichkeit vorgestellt zu haben. („Bözlzschießen in der Mozartzeit Salzburg 1770 -1795“, Salzburg 1982). In Salzburg zur Zeit Mozarts gab es drei Schützencompagnien, die sich mit dem „Bözlzschießen“ befassten. Es waren Vorläufer der späteren Zimmergewehr- bzw. Luftgewehrgilden. Verwendet wurden sogenannte „Windbüchsen“, wie wir sie aus der kurzen Epoche des militärischen Einsatzes, etwa des Systems Girandoni kennen, allerdings in einem kleineren Kaliber. Als Geschosse wurden farbige Bolzen verwendet, wie sie noch heute - jetzt allerdings mehr als Spielzeug - für glatte Luftgewehrläufe hergestellt werden. Sie hatten Stahlspitzen, als Führung dienten Schweinsborsten. Man schoss auf Holzscheiben oder Papierscheiben mit Holzuntergrund im Format von etwa 18 mal 18 Zentimetern aus einer Entfernung von etwa 8 bis 10 Metern.

Es ist bezeichnend für die Kunstszene, dass in den zahlreichen Mozartbiografien und Briefsammlungen von der umfangreichen Korrespondenz Mozarts, sobald sie sich auf das Bözlzschießen bezieht, bis vor kurzem keine Notiz genommen wurde. Ein Beispiel: Mozart schrieb am 4. Juli 1781 aus Wien an seine Schwester Nannerl:

"Nun wird wohl bald das Schützenmahl sein? Ich bitte solemniter auf die Gesundheit eines getreuen Schützen zu trinken; wenn mich einmal wieder das Bestgeben trifft, so bitte ich es mir zu schreiben, ich will eine Scheibe mahlen lassen."

Nach Prof. Bauer wird in den überlieferten Tagebüchern der Schwester Nannerl - die ja lange Zeit als Kassierin die Mozart'schen Schützengesellschaft wirkte aber auch eine berühmte Pianistin ihrer Zeit war - das Bölzlschießen öfter erwähnt als ihre musikalischen Erfolge !

Neben der von Vater Mozart als Oberschützenmeister geführten „Mozartschen“ Schützengesellschaft gab es gleichzeitig noch „Schiedenhofen's Bölzelschützengesellschaft sowie eine Gesellschaft in Burghausen bei Salzburg, bis etwa 1793. Geschossen wurde in den Wohnungen und Gärten der einzelnen Mitglieder. Die Mozartsche Schützengesellschaft, die etwa 14 Mitglieder hatte, nahm ihren Schießbetrieb wahrscheinlich 1773 auf, als die Familie aus der zu klein gewordenen Wohnung in der Getreidegasse auszog und im Haus auf dem heutigen Makartplatz einzog. Im geräumigen Tanzmeistersaal war nun genug Platz, um die sonntäglichen Schießveranstaltungen abzuhalten und zahlreiche Gäste, auch aus höchsten Kreisen, einzuladen. Mit dem Tod Leopold Mozarts 1787 dürfte sich die Gesellschaft aufgelöst haben. Als der Vater von Wolfgang Amadé in Salzburg starb, fanden sich in seinem Nachlass unter Anderem auch zwei Windbüchsen: es waren dies die „Reste“ seiner langjährigen Schützencompagnie, der auch Sohn Wolfgang angehörte und jahrzehntelang die Treue gehalten hatte.

Die Scheiben wurden jeweils vom „Bestgeber“ mit humoristischen Motiven des Alltags gestiftet und - wie auch bei Feuerschützenscheiben üblich - mit derbem Humor ausgestattet. Eine Bestellung Wolfgang A. Mozarts an den Scheibenmaler ist überliefert:

„ .. die Scheiben, wens nicht zu spät ist, bitte ich mir so aus: ein kleiner mensch mit lichten Haaren steht gebückt da, und zeigt den bloßen arsch her. aus seinem mund gehen die wort. guten appetit zum Schmaus. der andere wird gemacht, in stiefl und sporn, ein rots kleid, eine schöne Perücke nach der Mode; er muß von mittlerer grösse seyn. er wird in positur vorgestellt, wie er den andern just im arsch leckt. aus seinen mund gehen die worte. ach, da geht man drüber n`aus. so, ich bitte. wenn es diesemahl nicht seyn kann, ein andermahl.“

An anderer Stelle beschreibt Leopold Mozart eine Scheibe:

„... die Scheibe ist die Catherl [Gilowsky], wie sie beym Kerschbaumer-gewelb über den Staffel fällt und den nacketen Arsch herzeigt. die Poesie ist noch nicht dazu gemacht“

Es sei darauf hingewiesen, dass Mozart auch in einem sechsstimmigen Kanon diesem Stil treu geblieben ist. Der interessierte Leser möge im Köchelverzeichnis No. 231 (später geändert auf No. 382) nachsehen. Dass trotz dieses derben Humors das Scheibenschießen nicht nur flüchtige Betätigung sondern ernsthaft betriebener Sport und gesellschaftliche Verpflichtung war, wird durch zweierlei bewiesen. Erstens war das Erscheinen und die Teilnahme zwingend vorgeschrieben, nur in begründeten Ausnahmefällen konnten sich Mitglieder der Schützenkompagnie durch einen anderen Schützen vertreten lassen. Zweitens

wurde auf diese sonntägliche Betätigung auch beim Tod naher Angehöriger nicht verzichtet ! Selbst als Mozarts Mutter im Sterben war, wurde das Böldzelschießen seitens Vater Mozart keineswegs verschoben sondern wie geplant abgehalten. Jedenfalls handelte es sich um ein regelmäßiges und organisiertes Vereinsleben, bei dem auch Damen als gleichberechtigte Mitglieder in Erscheinung traten. Die Schützen rekrutierten sich hauptsächlich aus dem Salzburger Bürgertum und dem niederen Adel.

Die Böldz'schützen trafen sich Sonntags vormittags und huldigten anschließend auch dem Kartenspiel. Das Verbot Erzbischof Colloredos von sonntägigen Lustbarkeiten aller Art, inklusive des Musizierens in Privathäusern bis 4 Uhr nachmittags sah als Ausnahme das Scheibenschießen vor; so könnte dies auch zu einer Legitimierung des damit verbundenen Kartenspiels geführt haben. Ich denke, dass die Mozarts aber auch das Verbot des Musizierens am Sonntag umgehen konnten - oder wollten. Allerdings ist mir darüber kein Zeitzeugnis bekannt.

Der „getreue Schütze“, wie sich Wolfgang Amadé selbst bezeichnete, schien bei diesen Schießen nur selten als „Bestgewinner“ - also als Sieger - auf. Ich führe das auf seine impulsiv - kreative Art, die auch aus seinen Briefen hervorgeht. Anders ausgedrückt: Wolferl war ein „Zappler“ und das ist für Sportschützen keine gute Basis. Wichtig für ihn wie auch für weniger glückliche oder erfolgreiche Sportschützen war jedoch die Teilnahme und Geselligkeit.

Für den forschenden Leser ist folgendes interessant: Von den hunderten Scheiben, die aus dieser Zeit hergestellt wurden, ist keine einzige bis heute aufgefunden worden!! Dabei gab es allein in der Mozart'schen Gesellschaft in 13 Jahren jeweils an etwa 40 Sonn und Feiertagen solche Schiessen, die in unzähligen Briefen und anderen Dokumenten beschrieben werden. Wenn man bedenkt, dass meist 3 verschiedene Bestscheiben vorhanden waren, kommt man auf zumindest 700 bis 1500 Scheiben allein bei den Mozart'schen. Womöglich hängen noch solche Scheiben unerkant in irgendwelchen Schießstätten oder auch Museen. Auch der weitere Verlauf des „Böldz- und WindbüchSENSchiessens“ nach 1790 ist kaum dokumentiert; vor der Wiederaufnahme mit Luftgewehren und Luftpistolen folgt die Phase der Kapselwaffen, historisch auch wenig erforscht. Gänzlich unklar ist, warum keine Pistolenbewerbe überliefert sind, obwohl es neben Windbüchsen auch Pistolen der gleichen Bauart in hoher Qualität gegeben hatte. Bis ins 19. Jahrhundert wurden zwar zahlreiche Kapselschützen-gesellschaften in Wien gegründet, die unabhängig von den bestehenden Schützenvereinen meist in Gaststätten Übungsabende abhielten. Es finden sich aber keine Hinweise auf spezielle Pistolenbewerbe mit Kapsel- oder Luftpistolen. Als einzige Ausnahme habe ich in der Schützenzeitung aus 1889 die Ankündigung eines „Pistolen- Carton- und Zimmerpistolenschießens“ des Wiener Schützenvereins gefunden. Es sollte im Herbst Mittwochs ein „Übungsschießen mit Zimmerpistolen“ in der Olmützer Bierhalle, Schottenring 15 stattfinden. Keine weiteren Informationen.

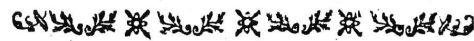
Es sei noch angemerkt, dass die heute im Salzburger Mozarthaus auf dem Makartplatz („Tanzmeisterhaus“) ausgestellten Scheiben Neuanfertigungen sind, die sich dank der Forschungen von Prof. Bauer in zeitgenössischer Art darstellen.



Gedruckte Windbüchenscheibe (Bölschiescheibe), unbeschossen, um 1820 (18,5 mal 26 cm) Wien, im Verlag Franz Barth, Mariahilf Nr. 28. Privatsammlung Wien.

In zwei weiteren Kapiteln dieses Kompendiums finden wir eine Beziehung zu Mozart. Einmal bei Giacomo Casanova, der vermutlich zu Da Pontes Libretto zu „Don Giovanni“ einerseits Vorbild war und andererseits selbst Beiträge zu diesem lieferte. In Casanovas Nachlass fanden sich korrigierte Manuskriptblätter mit seiner Handschrift, die allerdings nicht in der endgültigen Partitur aufscheinen. (Sextett Don Giovanni-Leporello-Donna Elvira-Don Ottavio-Zerlina-Masetto im zweiten Akt.) Mozart besuchte dann auch die Uraufführung des Don Giovanni am 29. Oktober 1787 in Prag.

Eine weitere Querverbindung besteht zu Puschkin, der ein Verfechter der Verschwörungstheorie um Mozarts Tod war und diese auch in seinem Werk „Mozart und Salieri“ vertrat. Über den Tod Mozarts wurde viel spekuliert, aber das ist nicht mehr unsere Thema. Vielleicht nur ein Gedanke zu den Hintergründen: Als Wolferls treu-liebende Gattin – die „Weberische“ – achtzehn Jahre (!!!) nach seinem Tod erstmals das Grab auf dem St.Marxer Friedhof aufsuchen wollte, war die genaue Lage der Grabstätte nicht mehr feststellbar.



Gesetze,
welche in Wien
bey der Compagnie
des
Bölzschießens
beobachtet werden.

I.

Solle der Herr Vestgeber verbunden seyn,
das Veste mit fl. 1 - - und den Kranz
mit 30. Kr. gewöhnlicher massen zu geben, sich
zu rechter Zeit einfinden, und mit seinem Freys-
schuß den Anfang machen, damit die anderen
Herrn Schützen ohngehindert fortschießen können.

II.

Sollen die Herrn Schützen, ehe sie im Stand
eintreten, das Seitengewehr ablegen, bey
Straf 3 Kr.

§ 5

III. Die

Günther G. Bauer: „Bölzelschiessen in der Mozartzeit Salzburg 1770 -1795“, Salzburg 1982

„Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen .. „ Hsg. Georg Bauer, Wien /Nürnberg 1756, Bd.II S
89: Regeln über das Bölzelschießen

MÜNCHHAUSEN UND DIE SCHIEßKUNST.

Münchhausens Erzählungen kennt wahrscheinlich jeder von uns. Daher nur einige historische Ergänzungen: Der Baron existierte nicht nur in der Erzählung. Hieronymus von Münchhausen wurde 1720 in Bodenwerder geboren. Nach einigen Jahren Hofdienst und zehn Jahren Militärdienst, wobei er an zwei Türkenkriegen teilnahm und zuletzt als Kaiserlich Russischer Rittmeister im Kürassierregiment des Großfürsten in Riga diente, nahm er seinen Abschied und führte ein eher beschauliches Leben als Landedelmann. Kaum dreißigjährig, begann er im Kreise von Freunden und Bekannten zu schwadronieren und seine Geschichten zu erzählen, wodurch er sehr bald eine gewisse Berühmtheit erlangte und besonders gut erfundene Kriegs- und Jagdgeschichten "Münchhausiaden" genannt wurden.

Irgendwelche Leute schrieben diese Geschichten auf; sicher nicht Münchhausen selbst. 1781 tauchte erstmals solche Geschichten in einer humoristischen Schrift in Berlin und 1785 als Büchlein in London (?) auf. Gottfried August Bürger (1747 - 1794) stützte sich auf diese englische Ausgabe, erweiterte sie um eigene Geschichten und verlegte dies anonym 1786. Dazu kamen dann noch Erweiterungen durch Heinrich Th. L. Schnorr und durch Ludwig von Alvensleben und in neuerer Zeit auch von anderen unbekannteren Autoren, so dass die gesammelten Münchhausiaden heute - literaturhistorisch gesehen - ein ziemliches Kuddelmuddel sind.

Aber der "Münchhausen", wie er als Volksliteratur und Jugendschrift heute am meisten verbreitet, ist von Gottfried August Bürger. Mehr ist zu Münchhausen nicht zu sagen, für den Leserkreis der Sportschützen, Jäger und Pistoleros möchte ich nur einige Textstellen in Erinnerung bringen, als Anregung, den Münchhausen wieder einmal zur Hand zu nehmen.

Am meisten imponiert mir persönlich die Geschichte mit dem Pferd am Kirchturm. Sie ist allgemein bekannt, hier nur kurz zur Erinnerung:

"Ich trat meine Reise nach Russland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche nach der Beschreibung aller Reisenden fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich ohne besondere Kosten hochpreislicher wohlfürsorgender Landesregierungen ausbessern müsste. Ich reiste zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist.

.... Ich ließ das gut sein und ritt weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wusste weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, dass mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, dass ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, dass es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war und von da herunterhing. Nun wusste ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschnitten gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlafe nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschnitten war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stummel eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturmes gewesen.

Ohne mich lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoss nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder an mein Pferd und verfolgte meine Reise



An einer weiteren Stelle "sammelt" Münchhausen eingangs seiner fünften Seereise, die zum Großherrs nach Cairo führt, Dienerschaft und zwar ausschließlich Kerle mit besonderen Fähigkeiten:

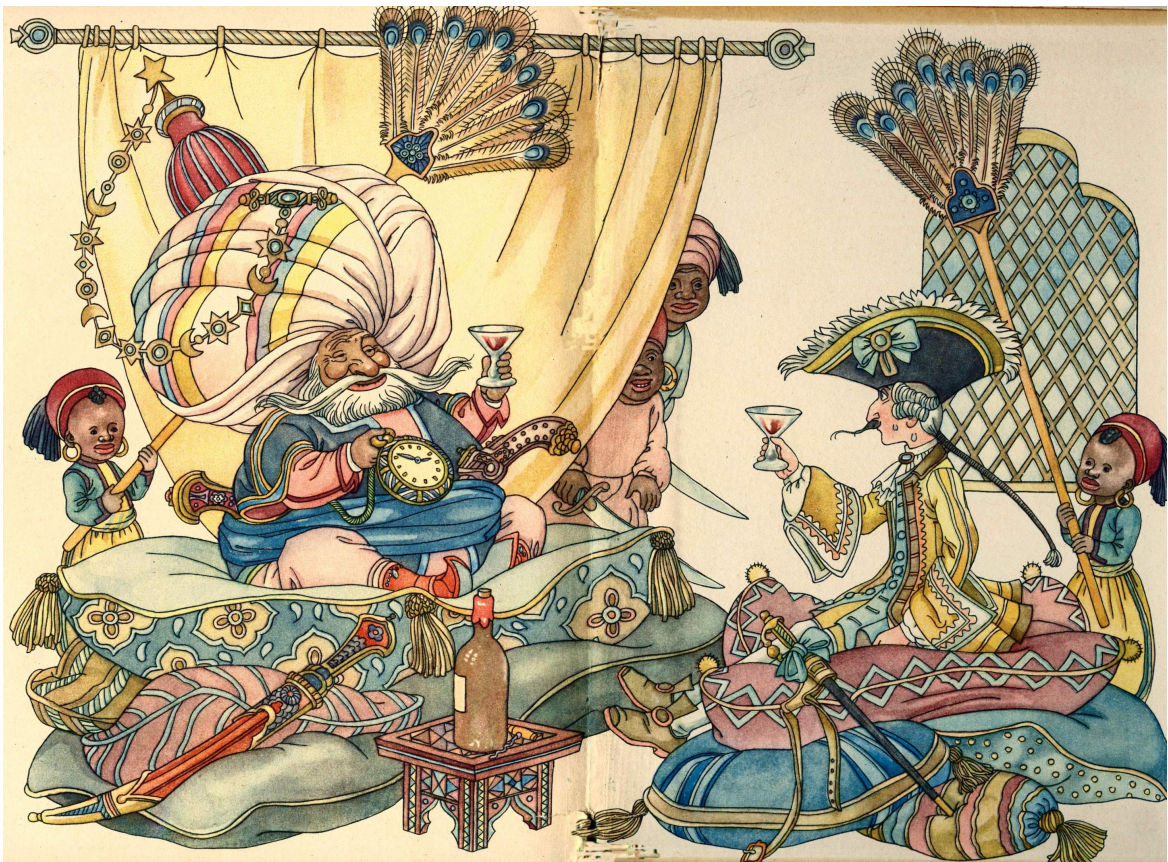
" .. stand auf einem Hügel mit angelegtem Gewehr ein Jäger und knallte in die blaue leere Luft.

"Glück zu, Glück zu, Herr Weidmann! Doch wonach schießest du? Ich sehe nichts als blaue Luft."

"Oh, ich versuche nur dies neue Kuchenreitersche Gewehr. Dort auf der Spitze des Münsters zu Straßburg saß ein Sperling, den schoss ich eben jetzt herab."

Wer meine Passion für das edle Weid- und Schützenwerk kennt, den wird es nicht wundernehmen, daß ich dem vortrefflichen Schützen sogleich um den Hals fiel. Dass ich nichts sparte, auch ihn in meine Dienste zu ziehen, versteht sich von selbst."

Der Rest der Geschichte ist ja bekannt. Münchhausen schließt in Konstantinopel eine Wette mit dem Großsultan ab, durch einen Schnell-Läufer eine Flasche Wein innerhalb einer Stunde aus dem Keller der Kaiserin Maria Theresia zu beschaffen. Die Wette geht um seinen Kopf. Der Läufer ist natürlich einer aus dieser überaus begabten Dienerschaft des Lügenbarons. Der Großsultan schießt bereits nach der Glockenschnur, um den Scharfrichter zu rufen, doch da tritt wieder der Schütze auf den Plan:



*".. als er auf eine hohe Terrasse lief und, nachdem er sich auf seinen Zehen noch mehr emporgestreckt hatte, hastig ausrief: "Bei meiner armen Seele! Da liegt der Faulenzer unter einer Eiche bei Belgrad und die Flasche neben ihm. Wart! Ich will dich aufkitzeln."
- Und hiermit legte er unverzüglich seine Kuchenreutersche Flinte an den Kopf und schoss die volle Ladung oben in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel voll Eicheln, Zweigen und Blättern fiel herab auf den Schläfer, erweckte ihn und brachte ihn, da er selbst fürchtete, die Zeit beinahe verschlafen zu haben, dermaßen geschwind auf die Beine, dass er mit seiner Flasche um 59 1/2 Minuten auf vier Uhr vor des Sultans Kabinett anlangte."*

Münchhausen gewinnt also seine Wette. Was tut es, wenn dabei die erwähnte Kuchenreutersche Flinte einmal eine Büchse, das andere Mal eine Flinte, wenn auch mit sagenhafter Bündelung ist, gewissermaßen einem Mega-Mega-Choke nach heutiger Sprachweise. Die Büchsenmacherdynastie Kuchenreuter hat es aber tatsächlich gegeben. Und der Wein - Münchhausen spricht zwar von einem Tokajer - könnte durchaus ein „Ruster Ausbruch“ der Sorte Furmint gewesen sein, der von Rust seit Erhebung zur königlichen Freistadt 1681 (*libera regiae civitas*) durch Leopold I. (der „Türkenpoldl“) als jährliches Deputat an den Wiener Hof geliefert wurde. Ein Tipp für den Connoisseur: Münchhausen mitnehmen, nach Rust fahren, lesen und ein Gläschen Ausbruch trinken.



Zeichnungen: Ruth Koser-Michaels

MÜNCHHAUSEN UND DER ANGRIFF DER WERWÖLFE diesmal von Hans Jachim berichtet.

"Die Erinnerung stirbt zuletzt", pflegt der alte Baron Münchhausen zu sagen. Warum ich dies im Präsens schreibe? Nun, manche Leser meiner Kurzgeschichten werden es schon ahnen, er weilt unter uns. Und nicht nur das, gelegentlich treffe ich ihn anlässlich einer gemeinsamen Tarockrunde im Gasthof G.B, wo er manchmal einige seiner Schnurren zum Besten gibt. Seitdem er eine Erbschaft angetreten hat, lebt er in Österreichischen Landen auf seinem Gut nahe Laxenburg bei Wien. Nicht zuletzt auch wegen seiner Liebe zum Tarockspiel, wie er mir einmal gestand. Die Beschreibungen des schönen Landes Tarockanien von Fritz v.Herzmanovsky-Orlando habe ihn dazu bewogen, einer der Unseren zu werden und sich hier niederzulassen. Bald hatten wir ihn in die Geheimnisse des „Zwanzigerrufens“ eingeführt, einer einfacheren Variante des Tarockspiels, die unser gebürtiger „Braunschweiger“ bald einigermaßen erlernt hatte. Gleichwohl zeigt er auch dabei seinen eigenwilligen starken Charakter: nachdem wir ihm die Ansage eines „Pagat Ultimo“ erklärt hatten, ruft er diese Ansage in seinem lustigen

dann aus, wenn er
Hand hat. Wir
unserer
ihn gerne



preußischen Idiom auch gar keinen Pagat in der sehen ihm dies aber in Freundschaft nach, da wir schwadronieren hören...

Gelegentlich kommen wir - seine Tarockpartner - dann in den Genuss neuer, in der Literatur bislang unbekannter Schnurren. Etwa die der Erfindung des "Millirahmstrudels" oder des Rittes auf dem Dreibein. Beides Ereignisse im Zusammenhang mit seiner Liebe zu einer bestimmten Sportwagenmarke, von der ich in der entsprechenden Club-Postille gebührend berichtet habe. Doch nun möchte ich von einem Abenteuer meines Freundes als Schütze berichten: Eines Tages hatte sich der Hofrat Döblinger, unser vierter Mann zum "Zwanz'gerrufen", verspätet und durch ein ferndrahtliches Handtelegramm (SMS) entschuldigt. Da erwachte wieder die Lust zum Erzählen in unserem Freund. Dies ist nun seine Geschichte, die ich hier so wortgetreu wie möglich wiedergebe.

"Ich will euch berichten, wie ich – es war kurz nach dem „Wiener Kongress“- im russischen Winter einmal von Wölfen angegriffen wurde und mit einer einzigen Pistole fünf der Biester des Rudels entweder getötet oder in die Flucht geschlagen hatte."

Ungläubiges Staunen allerseits: wie könne er während eines solchen Angriffs so schnell nachladen und die Zündkapsel setzen – was damals ja notwendig war, da die Invention des Patronenrevolvers erst später stattgefunden hatte. Der Baron wischte dieses Argument mit einer Handbewegung weg:

"Ich wäre nicht Hieronymus Freiherr von Münchhausen, wenn ich nicht die volle Wahrheit berichten würde, aber dazu muss ich einige Jahre zurückgreifen. Es begann, wie bereits angedeutet, noch im letzten Jahr des Wiener Kongress, Metternich hatte mich damals gebeten, für einige Zeit als Ratgeber zur Verfügung zu stehen. In Verhandlungspausen vertrieben wir uns auf mannigfaltige Art die Zeit; ich selbst tanze nur ungern, so hatte ich mich mit einer Gruppe adliger Diplomaten verabredet, mit dem Pistol´ ein Übungsschießen zu veranstalten. Da es bereits spät im Herbst war, wählten wir als Schießstand eine Kegelbahn, wo wir auf etwa fünfzehn Schritt mit Schwarzpulver und Blei auf Zielscheiben aus dicken Eichenbrettern anlegten. Die Luft im Raum war in kurzer Zeit so vom Pulverschmauch des Schwarzpulvers durchtränkt, dass wir an Händen und im Antlitz beinahe wie Mohren aussahen. Der ungarische Graf Karolyi, der sich kurz aus dem Raum entfernt hatte, wurde tatsächlich von Lakaien für einen solchen oder zumindest für einen Inder gehalten, da er sich zwar die Hände aber nicht das geschwärzte Antlitz gewaschen hatte. Man wollte ihm den - erneuten - Zutritt zu unserer illustren Gesellschaft handgreiflich verwehren. Da er als Ungar auch der deutschen Sprache kaum mächtig war und in seiner Empörung nur fremdländische Laute von sich gab („A dörök dädäd nomtamtam ..“) hätte man ihn beinahe mauschelliert, wären wir ihm nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen. Glücklicherweise endete die peinliche Situation ohne weitere diplomatische Verwicklungen. Mir jedoch gab es zu denken, dass man in geschlossenen Räumen nicht ausgiebig die Schießkunst ausüben konnte, ohne derart bis zur Erstickung beeinträchtigt zu sein. Ich besprach dies mit meinem Wiener Büchsenmacher, dem braven Meister Contriner. Der strich sich den berufsbedingt ebenholzschwarzen Bart und meinte nach einigem Zögern, er wüsste da vielleicht Abhilfe. Ich möge in einem Monat wiederkommen, er werde mir eine Invention vorführen. Er versprach mir noch, ich werde nicht enttäuscht sein, es sei kein Spielzeug, sondern eine Pistole, die schon ordentlich puffe und auch mehrere geschichtete Eichenholzbretter durchschlagen könne. Also durchaus eine Waffe für einen Kavalier, aber eben ohne Belästigung durch den Rauch und sen Pulverschmauch.

Kaum konnte ich die Frist abwarten und endlich führte mich mein Weg wieder zu Meister Contriner in die Stadt, wo er am Graben nächst der „Weissen Katze“ sein Gewölbe hatte. Er zeigte mir eine Pistole, die einer schweren Reiterpistole ähnlich war. Sie hatte allerdings ein eigenartig geformtes, mit Leder bezogenes Griffstück und seitlich neben dem Lauf eine kleine Röhre, in der man durch kleine Bohrungen hindurch bleierne Rundkugeln erblicken konnte. Das Kaliber der Waffe entsprach etwa einem 50er-Rohr, etwa 11 Millimeter - nach heutigen Maßen gerechnet. Vorerst rief der Meister seinen Gehilfen: "Geh´, Lebeda, pump´ er uns den Kolben auf." Der zu Recht als Lebeda angesprochene – er hieß wirklich so – ein noch junges Bürscherl, das später in Prag als Büchsenmachermeister große Berühmtheit erlangen sollte, machte sich ans Werk. Er schraubte den

Kolben der Pistole, die man ihm gereicht hatte, ab und befestigte sie an einer großen Handpumpe. Wahrlich im Schweiß seines Angesichts presste dann der junge Mann mit unzähligen Pumpstößen Luft in den Behälter und reichte ihn sodann dem Meister. Dieser hatte inzwischen eine hölzerne Zielscheibe an der Wand seiner Werkstatt aufgestellt, Entfernung etwa zehn Schritt und dahinter mehrere weitere Bretter als Kugelfang. Dann trat er zurück, hob die Pistole und PUFF, PUFF, PUFF, PUFF, PUFF schoss er fünf Kugeln auf die Scheibe, die diese und zwei weitere zöllige Bretter glatt durchschlugen. Der deutliche Schussknall war etwas leiser als mit einer sehr schwachen Pulverladung, aber es gab keinen Rauch und keine Flamme. Zwischen den Schüssen spannte Meister Contriner lediglich den Hahn, wie bei einer normalen Pistole und betätigte einen kleinen seitlichen Schieber, der - wie ich später feststellen konnte - eine runde Kugel aus der seitlichen Röhre hinter den Lauf brachte. Meine Verblüffung war unbeschreiblich. Contrinerklärte mich auf: Diese Pistole sei nach dem System einer Windbüchse gefertigt, die sein Freund Girardoni im windischen Österreich, in Cortina, entwickelt hatte. Der gute Bartolomei, wie er diesen liebevoll nannte, habe beim Erproben von Schwarzpulver einige Finger an einer Hand verloren - er galt Fremden hinfort als Tischler - und sich darauf mehr der „Windkraft“ zugewandt. Die Girardon'sche Militärbüchse schieße mit komprimierter Luft, die in einem Messingkolben, der auch als Schaft der Waffe dient, gleichsam eingefangen ist. Man benötigt dabei etwa 1500 bis 2000 Pumpenstöße mit einer kleinen Handpumpe, die man am Besten von einem Lakaien bedienen lässt. Der in solcher Weise erreichte, etwa zweihundertfache atmosphärische Druck, liefert Energie für etwa dreißig Schuss, mit denen man durchaus auch ein Stück Rotwild auf fünfzig Schritt erlegen kann. Der gute Kaiser Josef hätte sich sehr begeistert gezeigt und in mehreren Fabriken etwa 2000 Stück der Waffe produzieren lassen. Die Soldaten - es waren überwiegend Scharfschützen, die die Girardoni-Windbüchse erhielten - zeigten sich jedoch von der Notwendigkeit der vielen Pumpenstöße nicht sehr begeistert. Sie hatten dazu nicht genügend Lakaien zur Verfügung. Napoleon - Meister Contriner sprach den Namen als `Nabulium` aus, unter Hinzufügung einiger verächtlicher Attribute, die ich hier nicht wiedergeben kann - soll auch sehr ungehalten gewesen sein über diese neue, schnell feuernde Waffe, bei der man den Schützen mangels einer Rauchwolke nicht orten konnte. Er habe befohlen, gegnerische Soldaten, die man mit einer solchen Waffe aufgriff, unverzüglich zu füsillieren. So ließ man im Österreichischen diese neue Erfindung eher links liegen. Aber für den civilen Kavalier sei diese Invention besonders als Pistole eine brauchbare Verteidigungswaffe. Das Wertvolle daran sei aber nicht nur die saubere und rauchlose Schussabgabe, sondern eben auch die Möglichkeit, mehrere Schüsse hintereinander abgeben zu können.

Ich konnte dem Meister nur beipflichten, da die Repetier- oder Drehpistolen zu dieser Zeit noch nicht erfunden waren und umgehend bestellte ich ein Paar dieser wunderbaren Waffen. Nachdem ich die gewünschten Gravuren und Ausfertigung ausgewählt hatte, konnte ich nach kurzer Zeit meine speziellen "Windpistolen" entgegennehmen, in einem wunderschönen Holzkasten eingelegt, mit einem Reservegriff, der ein weiteres Druckreservoir enthielt, ergänzt um eine Auswahl exakt gegossener bleierner Kugeln sowie einer kleinen Handpumpe. Der Meister unterwies mich nochmals in der Handhabung und bemerkte auch, ich möge die Bleikugeln keinesfalls - wie sonst gewohnt - pflastern sondern sie wie gegossen in dem röhrenförmigen Magazin durch Daumendruck unterbringen. Solcherart gerüstet, erschien ich bei unserem nächsten Schützenabend und erregt großes Aufsehen. Einige meiner Freunde wollten sofort eine derartige Sportwaffe

besitzen. Da Contriner nicht so viele Aufträge gleichzeitig ausführen konnte, verwies er sie auch an seine Zunftkollegen Heiberger, Schembor und Fruhwirth, deren Windpistolen noch heute da und dort in Verwendung sind.

Alles Weitere ist bald erzählt. Es war tiefer Winter, als ich bald danach und auf Einladung des Großfürsten Orlow die russische Steppe durchquerte. Bis kurz nach der k.k. Grenzstation Brody in Österreichischen Landen war ich mit der Thurn- und Tax'schen Post angereist. Ab der Grenze hatte mir der Fürst einen Schlitten entgegengeschickt, der nach Art der Orlows als russische Trojka bespannt war. Dabei ziehen drei Pferde nebeneinander den Schlitten oder die Kutsche, wobei das mittlere Pferd im Trab geht, die beiden äußeren Pferde hingegen jeweils im Links- beziehungsweise Rechtsgalopp. Diese Trojka geht auf einen Vorfahren des Fürsten, einen Grafen Orlow zurück, der Katharina der Großen bei der Abdankung ihres Gemahl Peter III. verdienstvoll behilflich war. Später war Orlow in Ungnade gefallen, er widmete sich nur mehr der Pferdezucht (Orlow'sche Rasse) und erdachte nebenbei besagte Trojka. Wir glitten also elegant auf der gefrorenen, fetten russischen Erde dahin, der Kutscher schnalzte nur gelegentlich mit der Peitsche, die Pferde galoppierten und trabten brav und gleichmäßig dahin, es war für jeden Pferdeliebhaber ein märchenhafter Anblick. Ich hätte stundenlang so genussvoll dahingleiten können, eingewickelt in einige wärmende Zobelpelze, als das Unerwartete und beinahe Befürchtete geschah. Wir wurden seitlich von einem Rudel ausgehungelter Wölfe angegriffen. Der Leitwolf hatte tatsächlich Augen, die zu glühen schienen, was den Kutscher zu einem Hilfeschrei veranlasste, ähnlich wie „Putinsky – Chrachustschow“. Später erklärte man mir, dieser Ausruf bedeute etwa „blutsaugende Werwölfe“ und es gäbe nichts, wovor sich die russische Seele mehr fürchte. Mir war natürlich als aufgeklärtem Menschen klar, dass uns Meister Isegrim und seine Gefährten nur als willkommenes Frühstück betrachteten. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein, was die Peitsche hergab; ich selbst aber erinnerte mich an das vortreffliche Paar von Windpistolen des braven Meisters Contriner. Ruhig zog ich die Erste unter meinem Pelz hervor und – Patsch – Patsch – Patsch hatte ich die ersten drei Wölfe erlegt. Normalerweise sind die russischen Wölfe sehr intelligent, es handelt sich ja um wahre Werwölfe und professionelle Wegelagerer, die sofort erkennen, wenn auf sie geschossen wird. Diesfalls würden sie kurz retirieren und den Angriff von anderer Seite erneut starten.



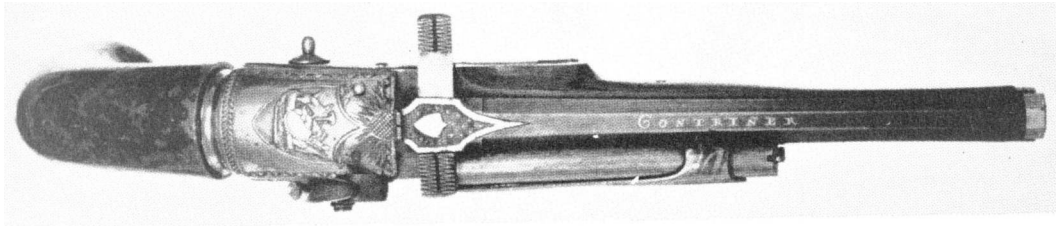
Jetzt setzten sie aber ihre Attacke fort, ohne zu bemerken, dass ein Wolf nach dem anderen gefallen war. Als ich meine zweite Pistole ins Spiel gebracht hatte, sprang mich das letzte Biest mit weit aufgerissenem Maul an, ich hatte ihm die Rechte hingestreckt, die meine Pistole hielt; er wollte sich bis zu meinem Ellbogen in meinen Arm verbeißen, doch fuhr ihm meine letzte Kugel ins Leben und die Sache war abgetan.

Der Kutscher hatte von all dem kaum etwas mitbekommen, es gab ja keinen besonderen Schussknall und seine dicke Pelzmütze schirmte auch jeglichen Lärm ab. So peitschte er weiter wie wild auf die Pferde ein. Die Sache war mir recht und so kam ich wesentlich früher an mein Ziel, wo der Kutscher bewusstlos vom Kutschbock fiel. Man musste ihn zur Wiederbelebung vor den Kamin legen und liebevoll – nach russischer Art – mit einigen Peitschenhieben ins Bewusstsein zurückrufen. Der Fürst jedoch erwartete mich bereits nach altem Brauch mit Brot, Salz und einer Flasche Wodka. Ich berichtete die Geschichte nun in einigen sachlichen Sätzen ohne jegliche Übertreibung meinen Gastgebern, die mir sogleich zu meinem wunderbaren Pistolenpaar gratulierten. Somit war eigentlich ein weiteres Abenteuer bestanden und abgetan.“

So weit die Erzählung meines Freundes Hieronymus. Natürlich bin ich ein sehr misstrauischer Mensch, der nicht alle Geschichten meines Freundes Münchhausen glaubt. Ich konnte mich aber bei einem Gespräch mit Sammlern und Waffenexperten davon überzeugen, dass alle technischen Angaben und auch die genannten Namen der Büchsenmacher, Contriner, Girardoni stimmten, es wäre vielleicht noch Oesterlein hinzuzufügen.



Die Girardoni Repetier-Windbüchse aus 1778, wie sie in Wien dem Kaiser vorgelegt wurde.



Eine Windpistole von Contriner aus dieser Zeit. (aus Blair: „Pistols of the World“)

Auch die „russische Trojka“ und die unglaubliche Gangart der Pferde hatte es wirklich gegeben und über die Orlovs und ihre Beziehung zum russischen Zarenhaus kann man ja in jedem Geschichtsbuch nachlesen. Ob die Wölfe wirklich Werwölfe waren und wie viele an der Zahl daran glauben mussten, dafür kann ich mich freilich nicht verbürgen. Dass Wölfe – ob ausgehungert oder nicht – unglaubliche Biester sind, steht außer Zweifel. Falls man in Kunstgalerien Bilder russischer Pferdeschlitten sucht, findet man fast ausschließlich Szenen mit Angriff von Wölfen, ja es gibt sogar Maler, die sich anscheinend auf dieses Motiv spezialisiert haben. Auch wenn uns heute so mancher „Streichel-Zoologe“ weismachen will, dass man sie nur gut füttern und liebevoll behandeln müsste, um sie zu umgänglichen Genossen zu machen. Hier in der Wiener Umgebung wurde der letzte frei laufende Wolf bereits 1848 von S.K.H. Erzherzog Franz Karl, dem Vater des Kaisers Franz Joseph, erlegt. Im Gebiet des heutigen „Wolfersberg“, woran noch mehrere Flurnamen erinnern. Auch die Fürstin Elisabeth Windisch-Grätz, die Tochter des Kronprinzen Rudolf, könnte uns nicht eines Besseren belehren: als leidenschaftliche Hundeliebhaberin hatte sie einst versucht, eine Kreuzung zwischen Schäferhunden und Wölfen zu züchten. Die derart entstandenen Biester gingen jedem außer der eigenen Herrschaft sofort und unweigerlich an die Gurgel und mussten bald „eingeschläfert“ werden, wie manche Tierfreunde heute diesen Vorgang diminuendo nennen. Neuere Zucht- und Domestizierungsversuche scheinen etwas erfolgreicher zu sein.

Aber jetzt erscheint endlich der Hofrat Döblinger in der Türe des Gastraumes und wir können unsere Tarockpartie beginnen. Achtung, da wird ja schon wieder ein „Pagat Ultimo“ gerufen, obwohl ich den Pagat selbst in der Hand habe! Ich muss mich also leider von Ihnen verabschieden und meine Aufmerksamkeit der laufenden Tarockpartie zuwenden.

ALEXANDER PUSCHKIN: „DER SCHUSS“

„Der Poet ist tot, er fiel als Sklave der Ehre ... „
„Auf den Tod des Dichters“ Michail Lermontow



Selbstbildnis Puschkins

Nicht nur in der Erzählung „Der Schuss“ sondern auch in vielen anderen Werken Puschkins, aber auch in denen seiner Zeitgenossen – wie etwa bei Lermontow – wird mit Pistolen gefuchelt, geballert, duelliert und konsequenterweise auch gestorben wie kaum anderswo. Trotzdem gilt Puschkin als der bedeutendste Vertreter der russischen Literatur, noch vor Tolstoj, Dostojewski, Gogol. Man vergleicht seine Bedeutung als Nationaldichter für Russland mit der Kombination von Schiller und Goethe für den deutschen Raum. Persönlich habe ich noch keinen vollen Zugang zu dieser Ansicht gefunden und kann mich auch mit der Schwermut der russischen Dichtung nicht recht anfreunden. Das mag auch an den holprigen Übertragungsversuchen einiger Übersetzer liegen. Ich hatte Gogol's „Abende auf dem Vorwerk bei Dikanjka“ im Regal stehen, hatte mich aber schon aufgrund des sperrigen Titels allen Leseversuchen widersetzt. Weiß der Teufel, was ein „Vorwerk“ sein soll. Kürzlich las ich eine bessere Übersetzung mit dem Titel „Abende an dem Weiler bei Dikanjka“. Ebenso übersetzt Einer dauernd einen politischen Begriff als „Selbstherrschaft“, bis man relisiert, dass damit die „autokratische Herrschaft“ des Zaren gemeint ist. Doch betrachten wir die Sache einmal von Anfang an, vielleicht kommt – wenn sich der Pulverdampf verzogen hat – der geschichtliche Hintergrund ans Licht.

Alexander Sergejewitsch Puschkin wurde am 6.Juni 1799 in Moskau geboren. (Nach dem in Russland bis Februar 1918 gültigen Julianischen Kalender war dies der 26. Mai. In der Folge gebe ich Zeitangaben nach heutiger – gregorianischer – Zeitrechnung an.) Väterlicherseits aus altem Adel, war sein Urgroßvater mütterlicherseits der Afrikaner Abraham Petrowitsch Hannibal – was russisch als „Gannibal“ gesprochen wird. Dieser als äthiopischer oder eritreischer Sklave Peter dem Großen geschenkt worden und brachte es in der Folge als dessen Patenkind und Leibmohr und Diener mehrere Zaren bis zum Generalmajor und

Gouverneur von Reval. Sein Schicksal ist vergleichbar mit dem „österreichischen“ Angelo Soliman, doch das ist eine andere Geschichte. Puschkin war stolz auf diese Herkunft widmete dem Vorfahren den unvollendeten Roman „Der Mohr Peters des Großen.“ Alexander Sergejewitsch wuchs also in begüterten adeligen Verhältnissen auf. Wie damals im russischen Adel üblich, bediente er sich überwiegend der französischen Sprache, lediglich mit seiner Großmutter - der alten „Hannibalin“ - und seinem Kindermädchen verwendete und lernte er russisch. Eigenartigerweise hielt sich das Französische auch nach dem napoleonischen Krieg 1812 (Tolstoi's „Krieg und Frieden“): die russische Oberschicht sprach Französisch, also die Sprache des Kriegsgegners und nahm dabei die westliche Kultur an. Russisch war die Sprache des „gemeinen Volkes“ und nicht geeignet, sich damit gewählt auszudrücken. (Wir erinnern uns an die Situation zur Zeit Maria Theresias: hier sprach man am Hofe gleichfalls französisch, Franz I. Stephan beherrschte deutsch nur sehr mangelhaft, seine „Reserl“ konnte sich in Latein, Französisch, Italienisch und allerdings auch im Wiener Dialekt verständigen.)

Doch weiter bei den Russen. Der aufflammende Patriotismus, der sich in der Dezemberrevolution der „Dekabristen“ 1825 gegen die autokratische Herrschaft des Zaren äußerte, fand auch bei Puschkin nahrhaften Boden. Man versuchte, westlichen Liberalismus, ja eine Art von Demokratie einzuführen. Selbstverständlich wurde dieser Aufstand im Keim erstickt, die Anführer - überwiegend aus Offiziers- und Adelskreisen stammend - von Nikolaus I hingerichtet oder verbannt. Puschkin entging dieser Vergeltungswelle nur knapp, literarisch wirkte dieses Gedankengut aber weiter. Er war der erste Bedeutende, der in Russisch, der bisher verachteten Sprache des Volkes, schrieb. Gogol, Lermontow, Tolstoj und Andere sind ihm gefolgt.

Doch nun zu den Pistolenschüssen. Mit der Übernahme der westlichen, französischen Kultur durch die russische Oberschicht wurden auch deren Ideale und Moral übernommen. Allerdings - und dies ist mein persönlicher Erklärungsversuch - in einer übersteigerten und verdrehten Auslegung. Man verteidigte in Europa damals das, was man für Ehre hielt, im Duell. Dieser persönliche Ehrbegriff, der auch durch Puschkin verbreitet wurde, unterscheidet sich - nach Ansicht von Historikern - auch von dem vorhergegangenen, eher kollektiven Ehrbegriff der Russen. Einerlei: „viel' Ehre, viel' Duell!“ So war - denke ich - die Parole der jungen, westlich liberal orientierten Russen. Da wurde gestritten, geballert und duelliert, dass es nur so raucht, wobei die blanke Waffe interessanterweise weniger vertreten war als die Pistole. Puschkin war vor Niederschlagung des Dekabristenaufstandes auch Mitglied der „Philiki Etaireia“, die die Unabhängigkeit Griechenlands vom osmanischen Reich anstrebten. Dieser Organisation gehörten auch Lord Byron und Fürst Ypsilanti an. In dieser Zeit soll Puschkin - laut Wikipedia - 28 Duelle herausgefordert haben. Dazu mein Kommentar: „Habe die Ehre.“

Doch blättern wir jetzt in Puschkins Novelle „Der Schuss“, die Handlung übergehe ich und zitiere einige Stellen.

„Wir lagen im Städtchen ... Man kennt das Leben eines Armeeeoffiziers: morgens Exerzieren, Reitbahn; mittags zu Tisch beim Regimentskommandeur oder im jüdischen Wirtshaus; abends Punsch und Karten. Es gab in ... kein einziges gastliches Haus, kein heiratsfähiges Mädchen; wir besuchten uns gegenseitig, wobei wir weiter nichts als unsere Uniformen zu Gesicht bekamen.

In unserer Gesellschaft war nur ein einziger Nichtmilitär. Er zählte etwa fünfunddreißig Jahre, und wir hielten ihn folglich für sehr alt. Seine Erfahrung verlieh ihm viele Vorzüge, die er uns voraus hatte; zudem übten sein gewöhnlich düsteres, schroffes Wesen und seine böse Zunge einen mächtigen Einfluss auf unseren jungen Geist aus. Sein Schicksal umwob etwas Geheimnisvolles; er schien Russe, trug aber einen fremdklingenden Namen. Einst hatte er bei den Husaren gedient und sogar recht erfolgreich; allein niemand kannte den Grund, der ihn bewogen hatte, seinen Abschied zu nehmen und sich in diesem elenden Städtchen niederzulassen, wo er ärmlich und verschwenderisch zugleich lebte. Er ging stets zu Fuß, in einem abgetragenen schwarzen Rock, hatte jedoch allzeit ein gastfreies Haus für sämtliche Offiziere unseres Regiments. Sein Mittagstisch bestand freilich nur aus zwei oder drei Gängen, die von einem ausgedienten Soldaten zubereitet wurden, aber der Champagner floss dabei in Strömen. Niemand wusste das Geringste über sein Vermögen oder seine Einkünfte, und niemand wagte es, ihn danach zu fragen. Er besaß Bücher, größtenteils Kriegsbücher, aber auch Romane. Gern gab er sie uns zum Lesen, ohne sie jemals zurückzufordern; dafür gab er selbst aber dem Eigentümer auch nie ein entliehenes Buch zurück.

Seine Hauptbeschäftigung war Pistolenschießen. Die Wände seines Zimmers waren von Kugeln durchlöchert und sahen schier wie Bienenwaben aus. Eine prächtige Pistolensammlung bildete den einzigen Luxus der armseligen Lehmhütte, die er bewohnte. Es war kaum zu glauben, welche Kunstfertigkeit er erlangt hatte, und wenn jemand von uns vorgeschlagen hätte, ihm eine Birne von der Mütze zu schießen, so hätte keiner aus unserem Regiment gezaudert, seinen Kopfhinzuhalten.“

Jetzt ist wieder ein kurzer Kommentar fällig: bemerkenswert ist das Fehlen technischer Details. Die Wohnräume als Schießstätte müssten ja bald Ruinen gleichen – falls es sich um die üblichen Armee- oder Duellwaffen handelt. Unser Freund Sylvio würde nach kurzer Zeit aussehen wie ein Kohlenhändler – wir befinden uns ja in der „Schwarzpulverzeit“ – und gelegentlich sollten die Waffen wieder geladen und anschließend samt dem Schützen selbst wieder gereinigt und geölt werden. Die Geschichte gleicht den bekannten Wildwestfilmen, wo Unmengen von Patronen verfeuert werden, die der Schütze alle in der Hosentasche oder im Gürtel mitführt – selbstverständlich ohne den Revolver nachzuladen. Bewundernswert ist die von den Literaten ihren Helden in dichterischer Freiheit zugedachte Treffsicherheit. Um 1830 war die russische Kavallerie mit Steinschlosspistolen des Typs M1809/39 ausgerüstet. Die Kavallerie – vorwiegend die als Partisanen auftretenden Kosaken – hatten noch im Russisch-Französischen Krieg 1812 den Angriff mit dem Säbel als wesentliche

Taktik. (Damit hatten sie aber immerhin ein gutes Drittel der napoleonischen Armee vernichtet.) Nach historischen Quellen wurde ein Manntreffer aus einer Pistole bei einer Entfernung von 30 Schritt als kleines Wunder angesehen. Erst ab 1830 kamen die ersten Perkussionspistolen für Duellzwecke und als private Waffen nach Russland, in der Armee wurde das System erst 1859 eingeführt, wie übrigens zeitgleich auch in Österreich. Doch weiter in unserer Geschichte.



Die russische Kavalleriepistole M 1809/39

Bei einem nichtigen Streit weigert sich Sylvio – so der fremdländische Name des düsteren Gesellen – seinem Gegner Genugtuung zu geben. Statt dessen finden ihn die Freunde *„...auf seinem Hofe, wo er Kugel auf Kugel in ein am Tor angeheftetes Ass hineinsetzte.“*

Jetzt wird die Geschichte dann russisch düster. Sylvio – der „Kunstschütze“ – erzählt, dass er kein Recht habe sich zu duellieren.

„Vor sechs Jahren bekam ich eine Ohrfeige, und mein Feind ist noch am Leben“
„Sie haben sich mit Ihm nicht geschossen?“ fragte ich, „Gewiss haben die Umstände Sie voneinander getrennt.“
„Ich habe mich mit ihm geschossen“, antwortete Sylvio, „und sehen Sie, hier ist das Andenken an unser Duell.“ Sylvio erhob sich und nahm eine rote, betresste Mütze mit goldener Troddel aus einem Karton;

Sylvio – so stellt sich im folgenden Gespräch heraus, war enttäuscht über die Reaktion des Gegners bei dem Duell, nachdem dieser als Erster geschossen und die Mütze durchlöchert hatte. Sein Gegner hatte in seiner Mütze reife Kirschen mitgebracht und hörte nicht auf, diese im Verlauf des Zweikampfes zu verspeisen. Heute würde man dieses Verhalten als „cool“ bezeichnen.

„Nun war die Reihe an mir. Sein Leben war endlich in meiner Hand; begierig blickte ich ihn an, bemüht, auch nur einen Schatten von Unruhe an ihm zu entdecken. Er stand vor meiner Pistole, suchte sich die reifen Kirschen aus der Mütze hervor und spie die Kerne aus, die bis zu mir flogen. Was habe ich schon davon, dachte ich, ihm das Leben zu

nehmen, wenn es ihm überhaupt nichts wert ist? Ein boshafter Gedanke blitzte in mir auf. Ich senkte die Pistole. – „Sie haben jetzt, wie es scheint, eben keine Lust zum Sterben“, sprach ich zu ihm; „denn Sie geruhen zu frühstücken; ich möchte Sie dabei auf keinen Fall stören...“ – „Sie stören mich nicht im Geringsten“, entgegnete er, „schießen Sie ruhig, doch übrigens ganz nach Ihrem Belieben; der Schuss bleibt ihnen; ich stehe Ihnen stets zu Diensten.“ Ich wandte mich an die Sekundanten und erklärte, ich gedächte heute nicht zu schießen; und damit war der Zweikampf beendet.“

Im Anschluss an diese Erklärung erfährt Sylvio, dass „die bewusste Person“ im Begriff sei, in Moskau ein junges schönes Mädchen zu heiraten. Sylvio reist ab und verschwindet bis auf Weiteres von der Bildfläche.

Einige Jahre später lernt unser Erzähler auf einem Landgut einen Grafen und dessen hübsche junge Frau kennen. Auf einem Landschaftsbild im Wohnraum entdeckt er zwei knapp nebeneinander liegende Einschüsse. Man spricht darüber.

„Sind Sie ein guter Schütze“, fragt der Graf. „Ich denke schon“, antwortete ich, erfreut, dass das Gespräch endlich einen mir vertrauten Gegenstand berührte. „Bei dreißig Schritt gibt’s bei mir auf eine Spielkarte keinen Fehlschuss, selbstverständlich nur aus vertrauten Pistolen. „Bei Gelegenheit“, entgegnete der Graf, müssen wir’s mal ausprobieren. Seinerzeit habe ich nicht übel geschossen; nun habe ich aber schon vier Jahre keine Pistole mehr in die Hand genommen.“ – „Oh, in diesem Falle möchte ich wetten“, bemerkte ich, „dass Ew. Erlaucht schon auf zwanzig Schritt eine Karte nicht treffen; denn Pistolenschießen verlangt tägliche Übung. Das weiß ich aus Erfahrung. In unserem Regiment galt ich als einer der besten Schützen. Einmal geschah es, dass ich einen ganzen Monat lang keine Pistole anrührte; denn meine eigenen befanden sich in Reparatur. Was meinen Ew. Erlaucht? Als ich dann zum ersten Male wieder schoss, fehlte ich auf fünfundzwanzig Schritt eine Flasche viermal hintereinander.“

Der geübte Kriminalromanleser ahnt schon, was geschehen war. Der Graf erzählt, dass ihn unser Sylvio überraschend besucht hatte und auf der Stelle seinen Schuss - also das „Guthaben“ vom letzten Duell - loswerden wollte. Der Graf durfte trotzdem zuerst schießen, fehlte seinen Gegner und traf das Bild. Als in diesem Augenblick die Gräfin eintritt, wirft sie sich Sylvio zu Füßen. „Ich werde nicht schießen“, erwiderte Sylvio, „ich bin befriedigt. Ich habe deine Verwirrung, deine Verzagtheit gesehen, hab dich gezwungen, auf mich zu schießen; das genügt mir, du wirst mich in Erinnerung behalten. Ich überlasse dich deinem Gewissen“. Hiermit wollte er hinausgehen, blieb aber in der Tür nochmals stehen, richtete seinen Blick auf das von mir durchschossene Bild, schoss darauf fast ohne zu zielen, und verschwand.

Soweit die Erzählung des Grafen und das ist das Ende der Geschichte. „Ihrem Helden bin ich nicht wieder begegnet. Man erzählt sich, dass Sylvio beim Aufstand Alexander Ypsilantis eine Abteilung Hetäristen angeführt habe und bei der Schlacht bei Sulci (?) gefallen sei.“

Aber die Geschichte von und um Puschkina ist damit noch nicht am Ende. Nach Abschluss seiner bekanntesten Werke, des Versepos „Eugen Onegin“ sowie der

Tragödie „Boris Godunow“, aber auch von „Mozart und Salieri“ (wo Puschkin die Vergiftungstheorie vertritt) heiratet er die junge, wunderschöne Natalja Gontscharowa. Probleme sind dem ungleichen Paar vorprogrammiert: Puschkin ist klein, krausköpfig mit negroidem Einschlag, wulstigen Lippen, von Zeitgenossen als „interessante Hässlichkeit“, als eine Mischung aus „Affe und Tiger“ beschrieben. Er ist ein guter Reiter, charmant aber heftig und unerschrocken. Der französische Offizier George-Charles d’Anthès stellt Puschkins Frau nach. Ein Duell ist unausbleiblich. Es soll sich so abgespielt haben, dass der Franzose mit dem ersten Schuss Puschkin schwerst verletzte; dieser stürzte, hatte aber noch die Kraft seinen Schuss abzugeben, der d’Anthès nur eine leichte Wunde zufügte. Puschkin hatte schwerste Verletzungen in Bauch und Rückgrat und starb qualvoll zwei Tage nach dem Zweikampf am 10. Februar 1837. Sein Tod wurde mit großer öffentlicher Anteilnahme aufgenommen, nicht zuletzt wegen der freiheitlichen politischen Anschauung, für die Puschkin eingetreten war. Später wurde gemunkelt und auch von Historikern die Ansicht vertreten, der Tod Puschkins sei dem Zaren nicht unwillkommen gewesen; dementsprechend hätte man bei Hofe durch geschickte Intrigen das Duell forciert. Diese Meinung vertrat auch Puschkins jüngerer Freund, der Schriftsteller Michail Jurjewitsch Lermontow (1814 - 1841). Dieser, von ähnlicher Wesensart und gleicher politischer Anschauung wie Puschkin, schrieb nach dem Zweikampf ein Gedicht auf den Tod des Freundes. Er beschuldigte den Zaren, griff dessen Tyrannei an und forderte Rache für den Tod des Freundes. Mit Mühe entging er der Verbannung oder noch Schlimmerem und wurde lediglich in den Kaukasus versetzt, der ihm Anregung für weitere Schriften und Romane („Helden unserer Zeit“) bot. Der aufmerksame Leser errät es bereits: auch Lermontow endete in einem Duell wegen eines an sich unbedeutenden Streits, wobei auch der Ausgang dieses Zweikampfes dem Zaren nicht ungelegen kam. Nikolaus I. soll bei der Nachricht zu Lermontows Tod gesagt haben: „Einem Hunde gebührt ein hündischer Tod“. Aber auch damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Das Dorf Zarskoje Selo bei Petersburg, wo Puschkin aufwuchs, heißt heute „Puschkin“ und ist ein Verwaltungsteil von Sankt Petersburg.



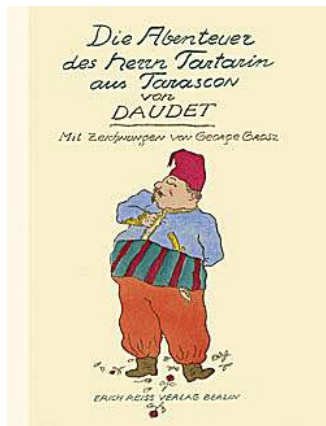
Das oben abgebildete Puschkins Denkmal am Kurpark Wien - Oberlaa - ein Geschenk der russischen Regierung - kommt dem Charakter des Dichters und auch dem Vergleich mit seinem Selbstbildnis sehr nahe. Ein anderes Denkmal steht am Karlsplatz in Prag und zeigt einen gemütlich wie ein Oberlehrer sitzenden Puschkin mit weichen Gesichtszügen. Offenbar ein übriggebliebenes Goethe - Duplikat.

Schmiedel: „Berüchtigte Duelle“, Berlin 1992

Kügler: „Das Duell - Zweikampf um die Ehre“, Stuttgart 1986

ALPHONSE DAUDET: „TARTARIN VON TARASCON“

„Jeder Franzose stammt ein wenig aus Tarascon“



Mit der Gestalt des Tartarin von Tarascon schuf 1872 der Franzose Alphonse Daudet (geb. 1840 in Nîmes, gestorben 1897) eine unsterbliche Figur, die in Frankreich ebenso bekannt ist wie bei uns der Don Quichotte. Die Erzählung wurde in alle Weltssprachen übersetzt; eine der bekanntesten deutschsprachigen Ausgaben wurde 1921 von George Grosz illustriert, von dem auch die folgenden Zeichnungen stammen. Der furchtlose Held des Romans ist ein etwas beliebter kleiner Rentner mittleren Alters,

„er bewohnte damals das dritte Haus linker Hand am Eingang des Städtchens an der Landstraße nach Avignon. ... Vom Keller bis zum Boden atmete alles Heldenherrlichkeit, sogar der Garten war davon erfüllt. ... Stellen Sie sich ein großes Zimmer vor, dessen Wände von oben bis unten mit Gewehren und Säbeln aus aller Herren Länder behangen sind: mit Karabinern, Flinten, Arkebussen, mit korsischen und katalanischen Messern, mit Stockdegen und Wurfkeulen, malaiischen Krisen, karibischen Pfeilen, steinernen Speerspitzen, Schlagringen, Totschlägern, Hottentottenkeulen, mexikanischen Lassos usw.

Von oben her fiel ein greller Sonnenstrahl in das Zimmer und ließ die Gewehre und Säbel aufblitzen, dass es einem eiskalt den Rücken hinuntergelaufen wäre, wenn nicht die Ordnung und Sauberkeit in dem Waffenarsenal einen beruhigt hätten. Alles war systematisch aufgereiht, gepflegt etikettiert und geputzt wie in einer Apotheke. Ab und zu warnte ein gutgemeinter Zettel mit der Aufschrift:

Giftige Pfeile !!! Nicht berühren“

oder

Waffen sind geladen! Lebensgefahr!

Wären diese Zettel nicht gewesen, hätte kaum jemand gewagt einzutreten.

Mitten im Zimmer stand ein Tischchen. Auf dem Tischchen stand eine Flasche Rum, lag ein türkischer Tabaksbeutel, die „Reisen des Kapitäns Cook“, Romane von Cooper und Gustave Aimard und Beschreibungen von Bären- Elefanten-, Falken- und anderen Jagden. An dem Tischchen saß ein Mann zwischen Vierzig- und Fünfundvierzig, klein dick, muskulös, rotwangig. Er saß in Hemdsärmeln und wollenen Unterhosen da, hatte einen kurzen und starken Kinnbart und glühende Augen.

Dieser Mann war Tartarin, Tartarin von Tarascon. Der unvergleichliche, der furchtlose, der große Tartarin von Tarascon.“



Doch wie ist es zu erklären, dass dieser furchtlose Held, immer unruhig und vom Jagdfieber geschüttelt, noch keinen Schritt aus Tarascon getan hatte, ja vielmehr in den letzten fünfundvierzig Jahren noch keine Nacht außerhalb seines Häuschens verbrachte? Doch in der Brust unseres Helden, das muss leider berichtet werden, wohnen zwei Seelen die miteinander ringen, die eines Don Quichottes, erfüllt von ritterlichen Idealen und die eines Sancho Pansa:

Tartarin-Quichotte ruft: „Ich breche auf!“

Tartarin-Sancho denkt an seinen Rheumatismus und sagt: „Ich bleibe.“

Tartarin-Quichotte, hitzig vor Reisefieber: „Tartarin, bedecke dich mit unsterblichem Ruhm!“

Tartarin-Sancho erwiderte sehr ruhig: „Hülle dich in wollene Unterwäsche, Tartarin.“

Tartarin-Quichotte, immer erregter: „Oh, die herrlichen Doppelflinten! Die Dolche! Die Lassos! Die Mokassins!“

Tartarin-Sancho noch ruhiger: „Oh die wollenen schönen Pullover, die warmen wollenen Socken, die herrlichen Mützen mit ihren weichen Ohrenklappen.“

Tartarin-Quichotte, ganz außer sich: „Ein Buschmesser! Man reiche mir ein Buschmesser!“

Tartarin-Sancho zum Dienstmädchen: „Hannchen, bring bitte die Schokolade!“

Und schon kommt Hannchen mit der köstlichen Schokolade, heiß, mohrenbraun und duftend. Die kleinen gerösteten Anisschnitten, die sie dazu serviert, lassen Tartarin-Sanchos Herz jubilieren und stopfen Tartarin-Quichotte den Mund. Das ist der Grund, weshalb Tartarin noch keinen Schritt aus Tarascon getan hat.

Als kleinen Ersatz für das fehlende Heldentum gibt es die Mützenjagd. Und das geht so:

„ ... ist es üblich, dass ganz Tarascon sonntags zu den Waffen greift und die Stadt verlässt, den Rucksack auf dem Rücken und das Gewehr geschultert, mit Hundeklaffen, Frettchen, Hörner- und Trompetenschall. Wahrhaftig, es ist ein herrlicher Anblick. Nur, zu allem Unglück gibt es dort kein Wild, es existiert einfach nicht.

.. Ja man wird einwenden, wenn Wild so selten in Tarascon war, was machten die guten Leute Sonntag für Sonntag?

„Was sie machten? Du lieber Gott, sie zogen ins Freie, zwei bis drei Meilen vor die Stadt. Dort fanden sie sich in kleinen Gruppen zu fünf oder sechs zusammen, legten sich geruhig in den Schatten eines Brunnens, einer alten Mauer oder eines Olivenbaumes, nahmen aus ihrem Brotbeutel ein ordentliches Stück Rinderbraten, dazu rohe Zwiebeln, Wurst, Sardellen, und begannen ausgiebig zu frühstücken. Das ganze wurde dann reichlich mit Rhonewein begossen, der immer zu Lachen und Singen verleitet.

Nachdem sie sich vollgeschlagen hatten, erhoben sie sich, piffen den Hunden, griffen zu den Waffen und die Jagd begann. - Das ging folgendermaßen vor sich: Jeder der Herren nahm seine Mütze, warf sie mit aller Kraft in die Luft und schoss darauf mit feinem, mittlerem oder grobem Schrot, je nach Jagdvorschrift. Derjenige, der die meisten Treffer in seiner Mütze aufweisen konnte, wurde zum Schützenkönig ausgerufen und kehrte am Abend im Triumph nach Tarascon zurück, die Trophäe über die Mündung der Flinte gestülpt, von Hundegebell und Hörnerschall umgeben.

Natürlich blühte unter diesen Umständen in der Stadt der Mützenhandel. Es gab sogar Händler, die die Mützen für die schlechteren Schützen durchlöchert und zerfetzt lieferten. Nur vom Apotheker Bezuquet weiß man jedoch, dass er bei solch einem Händler kaufte. Schmach und Schande über ihn!“

Um das Bild abzurunden, sei noch kurz berichtet, wie unser Tartarin abends in den Klub zu gehen pflegte:

„Der Tempelritter, der vor einem Ausfall gegen die ungläubigen Belagerer betet, der Kopffäger, der sich zur Schlacht rüstet, der Komantsche, der den Kriegspfad betritt, sie alle sind Waisenknaben gegen Tartarin von Tarascon, wenn er, bis an die Zähne bewaffnet, abends gegen neun, eine Stunde nach Zapfenstreich, drauf und dran war, in den Klub zu gehen. Klar zum Gefecht! .. heißt es auf See.

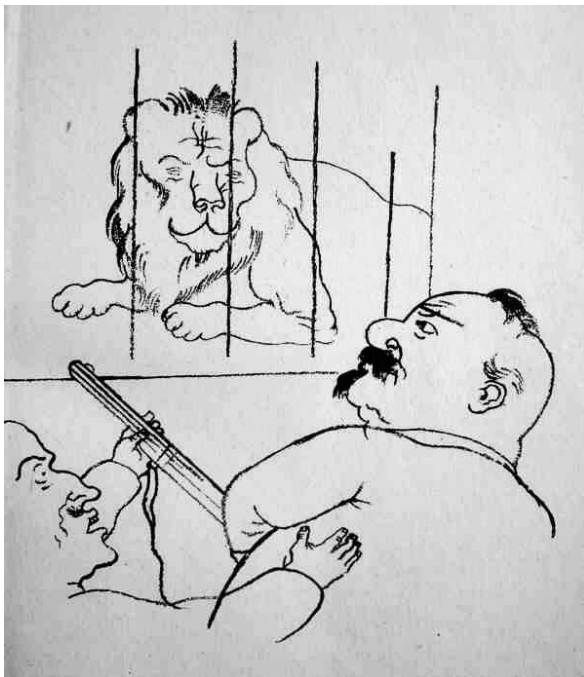
In die linke Hand nahm Tartarin eine nagelgespickte Keule, in die rechte einen Stockdegen. In der linken Hosentasche steckte ein Revolver, in der rechten ein Totschläger. Auf der Brust trug er zwischen Rock und Hemd einen malaiischen Kris. Vergiftete Pfeile nahm er nie mit; denn das sind unfaire Waffen.

Bevor er das Haus verließ, übte er sich einige Augenblicke in der Stille und Dunkelheit seines Zimmers. Er machte einen Ausfall, attackierte die Wand und ließ seine Muskeln

spielen. Dann nahm er den Hausschlüssel und schritt ruhig, ohne Hast durch den Garten.....

Der sicherste Beweis seiner Furchtlosigkeit war, dass er auf dem Weg zum Klub nie über den Marktplatz ging, sondern den weiten Umweg durch die Unterstadt nahm....Leider höhnte ihn das Schicksal. Nie - o grausames „Nie“ - gab es Tartarin von Tarascon Gelegenheit, etwas Außergewöhnliches zu erleben. Kein Hund bellte ihn an, kein Betrunkener belästigte ihn. Nichts.“

Diese Idylle wird dadurch zerstört, dass ein Zirkus mit einem Löwen in Tarascon eintrifft und Tartarin vor dem Käfig den Ausspruch tut: „Das wäre eine lohnende



Jagd“. Dieses Gerücht verbreitet sich rasch in Tarascon und schon weiß jeder, dass unser Tartarin eine Jagdsafari nach Afrika plant. Nun bleibt unserem Helden also wirklich nichts mehr über als unter dem Druck der Öffentlichkeit, seiner Freunde und Jagdgenossen die Reise anzutreten. Wie es ihm dabei ergeht, können Sie bei Daudet im ersten Buch nachlesen. Weitere Bände befassen sich dann auch mit seinen Erlebnissen in den Alpen sowie bei der Gründung von Port-Tarascon.

Die Erkenntnis, die ich aus der Lektüre des „Tartarin“ gezogen habe, ist die, dass eigentlich in jedem von uns ein „Tartarin von Tarascon“ steckt. Finden Sie nicht? Ich kann Ihnen einige Namen nennen, mich eingeschlossen.

Daudet: „Les Aventures Prodigieuses de Tartarin de Tarascon“,
„Tartarin sur les Alpes“, „Nouveaux exploits du héros tarasconnais: Port Tarascon“
1872; zahlreiche Übersetzungen auch in deutscher Sprache.
Illustrationen von George Grosz aus der Ausgabe 1921

ALEXANDER RODA RODA: „PISTOLENDUELL“



Geboren als Sandor Friedrich Rosenfeld 1872 in Slowenien als Sohn eines k.u.k. Wachtmeisters wuchs Roda Roda in der Puszta unter Maultieren und Pferden auf; er verschrieb sich dem Militärdienst, wurde einer der berühmtesten Reiter der k.u.k.Armeee und brachte es bis zum Oberleutnant. Auffallend waren seine Eskapaden: als junger Leutnant verehrte er die - damals natürlich auch noch junge und hübsche - Adele Sandrock, jagte mit ihr im Viererzug, auf dem Leitpferd stehend durch die Kleinstadt und hielt sogar um ihre Hand an. Offiziere bedurften dazu der Allerhöchsten Genehmigung, also Audienz beim Kaiser. Als diese endlich gewährt wurde, war die Affäre längst Vergangenheit, aber Roda musste in die Hofburg und den Kaiser um irgendeine Belanglosigkeit bitten. Nach der Audienz soll er beim retirieren mit den Sporen in der Türe steckengeblieben sein und musste von den Lakaien herausgehoben werden, während der Kaiser mit unbewegtem Antlitz zusah. Laut wikipedia soll er diese leidenschaftliche Affäre in dem Stück „Dana Petrowitsch“ verarbeitet haben.

Sehr früh begann er, kleine Geschichten zu schreiben, in denen er immer wieder mit Humor die damalige Gesellschaft und das Militär aufs Korn nahm. Mit seiner Schwester Mi gründete er den Verlag Roda & Roda, was seinen späteren Künstlernamen vorwegnahm. Als er schließlich den "Feldherrnhügel" verfasste, sein vielleicht berühmtestes und meistgespieltes Theaterstück, in dem er das Militär karikierte, war es mit der eigenen Karriere vorbei. Er war bereits Oberleutnant d. Res., als er wegen Verstoß gegen die „Offiziersehre“ 1907 unehrenvoll und unter Aberkennung seines Ranges aus der k.u.k-Armee entlassen wurde. In Zukunft trat er als Privatmann auf, immer mit seiner armeeroten und mit Feldartillerieknöpfen besetzten Weste, die nicht nur den weiteren Zorn der Militärs herausforderte sondern auch zu seinem Markenzeichen wurde. Zahlreiche Reisen führten ihn auf den Balkan, nach

Italien, Spanien mit Zwischenstationen in Berlin und München. . Im ersten Weltkrieg war er Kriegsberichterstatte der „Neuen Freien Presse“ und des „Pester Lloyd“. Obwohl später durch seine in zahlreiche Sprachen übersetzten Stücke, Erzählungen und Kurzgeschichten weltberühmt, blieb er bis zu seinem Tod 1945 in New York im Herzen der ehemalige k.u.k. Reiter-Offizier. Trotzdem war Roda-Roda niemals Hassler sondern nur liebevoller Spötter seiner militärischen Vergangenheit und der untergegangenen Monarchie. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen der Beurteilung eines Literaten und der eines Grafikers durch das Heer. Während Roda Roda durch seine - liebevollen - Militärschriften in Ungnade fiel, behielt etwa der Maler Schönplug mit gleichartigen karikierenden Aquarellen, Postkarten den Status der „persona grata“.

Typisch für Roda-Rodas vielseitiges Lebenswerk sind auch die extrem kurzen pointierten Geschichten, wie die folgende:

Pistolenduell.

In Budapest gab es einmal ein merkwürdiges Pistolenduell - zwischen zwei alten Herren: dem tauben Barthog und Dr. Wahrmann, der sehr kurzsichtig war.

*Wahrmann hatte den ersten Schuss und fragte die Sekundanten:
"Wo steht der Goj?"*

*Barthog darauf:
"Hat der Jud schon geschossen?"*

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO : „FRAGMENT ÜBER DAS DUELL“

Fritz Ritter von Herzmanovsky-Orlando (1877 - 1954) ist eigentlich erst nach seinem Tod einem größeren Leserkreis bekannt gemacht worden; wir verdanken dies Friedrich Torberg, der ab 1957 das Lebenswerk H-O's bearbeitete und herausgab. Doch davon später.

H-O, Sohn zugezogener böhmischer Eltern, besuchte in Wien das Theresianum, absolvierte ein Architekturstudium und arbeitete bis 1914 als Architekt. Eine schwere chronische Erkrankung zwang ihn, diesen Beruf aufzugeben und veranlasste ihn auch, heilungsfördernde Reisen in den Süden zu unternehmen, Ägypten, Süditalien, Sizilien. Glücklicherweise war H-O dank seines Elternhauses finanziell unabhängig und konnte sich dabei seinen Steckenpferden - zeichnen, sammeln, schreiben - widmen. Er schrieb für seine Freunde mystische Traumerzählungen, die irgendwie zwischen Barock und Biedermeier der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verwurzelt und von bizarren, skurrilen, lebenswürdigen Gestalten bevölkert waren. Auch die entsprechenden Illustrationen lieferte H-O gleich aus eigener Feder dazu. Sei es nun der Hofsekretär Jaromir, Edler von Eynhuf, der kaiserliche Hofzwerg i.R. Zepthesis Zumpfi, der Sammler Onkel Großkopf aus Linz (ein Abbild des Autors selbst), der Reitknecht Krschiwoschskralek, Chrysostomus Papperlapander von Schwetzheiß und so fort. Wir erfahren auch historisch Bedeutendes, etwa, wie Scheibbs zu seinem zweiten b im Namen gekommen ist und warum es keinen zweiten Donnerstag erhielt. Auch die ausgeklügelte Verfassung der Tarockei - regiert vom Sküs, dem Mond, Pagat und vier Königen im Jahreswechsel - wird uns erklärt.

Ein kleiner Auszug dieser Skurrilitäten: Eynhuf, ein Hofbeamter ... beschließt nach misslungenen Liebesabenteuern im Schoß der Höllteufelin reumütig in den Familienverband der Hofzwergischen zurückzukehren ...

„Lieblich anheimelnde Familienabende bei der trauten Öllampe würde es geben. Der alte Herr würde seine kunstreichen Kleinarbeiten in den weitbauchigen Flaschen basteln oder ein Quodlibet aus altertümlichen Kupfern, Spielkarten und Ausburger Goldpapier kleben. Wie würde er dem lieben, leider schon recht gebrechlichen Zwerg den Lebensabend versüßen! Gleich heuer würde er für ihn als billige Überraschung im Gnadenwege um eine ärarische Sommerfrische - womöglich in der Nähe eines k.k. Hoflagers - einkommen. Er dachte da an den aufgelassenen Röhrenteich Nr. 14 der Salinenleitung zwischen Ischl und Ebensee, wo den müden Gliedern Schwiegerpapachens die wohlverdiente Erfrischung eines kräftigenden Seebades ohne Übertretung des Salzgefälles werden könnte. Allerdings war vor Jahresfrist genau dort der greise Gubernialrat Tobias Sechter von Echtensenft infolge eines bedauernswerten Irrtums hochadeliger Jagdlust zum Opfer gefallen. Hatte man ihn doch, als er schlammbedeckt der vorüberfahrenden Jagdgesellschaft seine untertänigste Reverenz machte, für den

sagenhaften Moormann vom Neusiedlersee gehalten und durch einen Blattschuss zur Strecke gebracht. Übrigens, welch schöneren Tod kann sich ein devoter Staatsdiener wünschen? (Dabei hat die Familie als Schmerzensgeld den Freiherrnstand taxfrei erhalten).“



Der Blattschuss von Ebensee. Originalzeichnung F. H-O

Da Herzmanovskys Skizzen streckenweise nicht für den Druck fertiggestellt waren – lediglich einige wenige Erzählungen, wie etwa der „Gaulschreck im Rosennetz“ erschienen vor seinem Ableben – unternahm Friedrich Torberg 1957 eine Bearbeitung anlässlich der Herausgabe des Gesamtwerkes von Herzmanovsky-Orlando. Dabei wandelte Torberg auch die ursprüngliche „Tarockei“ in „Tarockanien, wohl um an Musils „Kakanien“ zu erinnern.

Eines der wenigen unvollständig gebliebenen Fragmente ist unsere Duellgeschichte, („Fragment über das Duell“). Sie sei hiermit zur Erbauung der Leserschaft wiedergegeben:

„Das distinguiert-schauerliche Zeremoniell eines Ehrenhandels ist hoffentlich jedem Leser aus eigener Anschauung bekannt. Wo nicht, müßte er nämlich heute hübsch weit reisen, um dieses Glücks teilhaft zu werden.

In Frankreich zum Beispiel geht das noch ganz gut. Da kannst du einem der zahllosen Deputierten, die sich zu allen erdenklichen Stunden um die Buffets drängen, aus heiterem Himmel eine Ohrfeige verabfolgen. Dabei unterlasse aber ja nicht, etwas wie »Salaud!« zu zischen. Das hört man in Frankreich immer gern und du bist recu.

Da dein Partner ein Politiker ist, werden die anderen Herren natürlich glauben, es sei alles herausgekommen und du würdest schon wissen, warum du ihn gohrfeigt hast.

Jedenfalls wurde die Affäre durch deine Watschen brillant angekurbelt, und ihr könnt, den einen Arm elegant gekrümmt, mit dem andern tückisch ausfallend, stundenlang graziös im Bois oder sonstwo herumhüpfen. Denn Deputierte müssen sich schlagen.

Hat man weniger Zeit und Geld, besorge man sich eine Einreisebewilligung nach Ungarn, wo ebenfalls noch ritterliche Sitten herrschen.

Du kennst dort niemanden? Macht nichts. Ein Dienstmann - ein sogenannter „hordár“ - weist dir gegen geringes Entgelt ein Luxuscafé, in dem lauter Gentry verkehren. Glutäugige Elegants sitzen rudelweise herum. Die Geigen schluchzen. Die Elegants schmalzen mit den Fingern und tanzen im Sitzen ein ganz kleines bißl Csárdás; nur den „Lassutakt“, bei dem man bekanntlich nicht aufzustehen braucht. Da - einer der Elegants winkt dem Ober und läßt sich in den Stadtpelz helfen. Der Pelz, du siehst es von weitem, ist innen mit echtem Sealskin gefüttert. Der Mann darf also als satisfaktionsfähig gelten. Aber wird er dir auch die erforderliche Chance geben?

Du hast mehr Glück als Verstand! Der junge Feschak bleibt einen Moment sinnend an deinem Tisch stehen, kratzt sich mit deiner Hors-d'oeuvre-Gabel den Kopf oder, noch besser, netzt die Fingerspitzen in deinem Trinkglas; hat er doch in Journalen geblättert. Dein Weizen blüht. Schon ist ein Wortwechsel im Gang - die süßen Zigeunergeigen hören jäh zu schluchzen auf - zwei, drei charmante Bácsis (Staatssekretäre oder gar Minister) eilen herbei und bringen die Sache ins richtige Fahrwasser. Einer stellt sich dir zur Verfügung, und wenn du Ungarisch kannst, hörst du, wie der andere zu deinem Gegner sagt: „Siehst du, Pista“ (oder Töhötöm, oder Sándor, oder wie der Elegant eben heißt), „das kommt von dem verfluchten Händewaschen! Wie oft hab ich dir gesagt. . .“ Am nächsten Morgen schießt ihr euch im Stadtwäldchen, schüttelt euch nachher die Hände, frühstückt hervorragend bei Sziksay - und du hast entzückende Freunde fürs Leben gewonnen.

Schade nur, tausendmal schade, daß das Duell in Italien nicht mehr gepflegt wird! Wie schön, wie erhaben war es dort!

Ein bleigrauer Morgen auf der Via Appia. Grabmäler zu beiden Seiten. Auf hohen Gigs kommen die Gegner angerollt, und mit genießerischer Langsamkeit vollzieht sich das Ritual des Aussteigens. Schwarze Mäntel über die Schulter geworfen, schreiten die feindlichen Gruppen aufeinander zu. Auch jetzt, angesichts des nahen Todes, trällern einige Herren Arien vor sich hin. In düsterem Baß antwortet der Arzt, über sein Instrumentarium gebeugt, in dem es stahlhart klirrt und klappert.

Boitos unsterblicher »Mefistofolo« ertönt. Der schneeweiß bebartete Arzt hebt eine schimmernde Geburtszange gen Himmel, verhüllt das Haupt und schleudert das unnütze Instrument kramend zu den übrigen.

Hinter dem Grab der Cecilia Metella winken einige verhärmte Frauen, ob man sie nicht als verzweifelte Mütter brauchen könne, die sich wehklagend über eine etwaige Leiche zu werfen hätten; natürlich nur für den Fall, daß der eine oder andere Duellant ein Waisenkind wäre. Finstere Männer lösen, wer den Pistolenkasten zuerst berühren darf. Doch ha! was ist das blutig Rote da . . . ?

Nur etwas Mortadella, die den Pistolen beigepackt war. Wermut wird gereicht. Die Gegner schmettern die Gläser zu Boden. Jetzt geht's zum Tod.

Grimmig messen einander die unversöhnlichen Feinde, spucken noch einmal furchtbar zur Seite. .. dann krachen die Schüsse.... blutrote und giftgrüne Feuergarben züngeln aus den Pistolen... man schießt wieder, wieder, wieder... Blitz, Krach, Blitz, Krach. . . Die Kugeln - graues Amalgam - zerstieben an den Frackhemden, denn jeder Schuß saß. Der Ehre ist Genüge geleistet.“

Jetzt kann ich noch eine Erklärung für die „Amalgankugeln“ versuchen: bereits bei Karl May finden wir den Kugeltrick im Band „Durch das Land der Skiptetaren“. Hiermit sei das Rezept der staunenden Fachwelt offen gelegt. Ob Herzmanovsky seinen Karl May gelesen hatte? Sehr wahrscheinlich!

»Es gibt zwei Metalle, welche – in den richtigen Mengen miteinander vermischt – eine feste harte Kugel geben, die ebenso wie eine Bleikugel aussieht und auch fast genau so schwer ist. Beim Schuß aber fliegt die Mischung ungefähr zwei Fuß vor der Gewehrmündung in Atomen auseinander.«

»Welche Metalle sind es?«

»Quecksilber und Wismut. Letzteres kennst du nicht; es ist sehr teuer und wird hier wohl kaum zu haben sein.«

»Wo wäre es zu bekommen?«

»Nur in der Apotheke. Ich werde nach unserm Erwachen einmal hingehen.«

»Und bist du auch ganz sicher, daß die Kugel auseinanderfliegt? Sonst wäre es um deinen Hadschi dennoch geschehen.«

»Keine Sorge! Ich würde erst eine Probe machen. Ich habe das Kunststück in einem Zauberbuch gelesen und es dann gleich probiert. Es gelingt ganz vortrefflich.«

Die bekanntesten Werke Herzmanovskys:

„Der Gaulschreck im Rosennetz“.

„Maskenspiel der Genien“.

„Scoglio Pomo“ oder „Bordfest am Fliegenden Holländer.“

„Cavaliere Huscher“ oder „Die sonderbare Meerfahrt des Herrn von Yb“.

JACQUES R. PECHERAL: „BOULEVARD DU RHUM“

Der gebürtige Franzose Pécheral beschreibt in seinem Roman, der 1965 auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Gib dem Haifisch keinen Rum“ erschien, das Leben der Rumrunners in der Zeit der amerikanischen Prohibition, 1920 bis 1933. Rumschmuggler waren mit Schiffen jeden Alters, aller Typen und aller Größen auf der Rum Row zwischen Saint-Pierre und Miquelon im Norden, bis Trinidad im Süden und auf dem Umweg über die Bermudas, Bahamas, Kuba, Jamaica, Haiti und die Inseln unter dem Wind unterwegs. Sie schafften genügend hochwertigen Alkohol und ordentlichen Wein für jene Yankees herbei, die sich nicht die Eingeweide mit dem minderwertigen Fusel verätzen wollten, *„den die Mafia in ihren Chikagoer Familienbidets zusammenbraute“*.

Pécheral wusste, wovon er schrieb: er war selbst in seinem überaus bewegten Leben unter den Schmugglern, bis diesen durch die Einführung amerikanischer Luftpatrouillen das Geschäft vermasselt wurde. Kurz danach, im Dezember 1933 wurde durch den Kongreß in Washington der „Volstead-Act“ aufgehoben und damit die Zeit der Prohibition beendet.

„Boulevard du Rhum“ wurde 1971 auch verfilmt, mit Brigitte Bardot und Lino Ventura in den Hauptrollen. Die Hauptperson im Buch ist der amerikanische Seeoffizier Cornelius van Zeelinga, der durch widrige Umstände (Weibergeschichten!) untertauchen muss:

Wenn es stimmt, daß der Mensch vom Affen stammt, so brauchte Cornelius van Zeelinga aus Providence (Rhode Island) keinen Aufzug, um zu seinen Ahnen hinaufzugelangen. Er war nicht weniger als ein Meter sechsundneunzig groß, mit einer Schulterbreite von ein Meter sieben. Dazu Arme zum Kniekratzen, ohne sich zu bücken, Beine, bei denen man es unnatürlich gefunden hätte, wenn sie nicht gebogen gewesen wären unter der Last der Knochen und Muskeln, die da dran waren. Die roten Zotteln hätten die Stirn verdeckt, wenn's eine gegeben hätte. Das Gesicht war eine Birne, die Nase flach, die kleinen braunen Augen gleichzeitig naiv und listig, stumpf und verschlagen. Die Lippen, zwei dicke Riemen aus blutigem Steak. Also alles zusammen eine King-Kong-Schönheit, frisch dem jungfräulichen Dschungel entrissen.

Als gelernter Seebär bildet er sich ein, das abgetakelte Schiff „Lady of my Heart“ - ein *„Scheisshäusel von einem Kahn“* - erwerben und sich den Rumrunners anschließen zu müssen. Dazu benötigt er aber 20.000 US Dollar und um diese aufzubringen, erklärt er sich bereit, den „Blinden“ zu spielen. Was das für ein Spiel ist? Damit sind wir beim Kernpunkt, unserer Story für Pistoleros.

„Blinder. Sie kennen das spiel ‚ciego‘ nicht? Und das ist doch so einfach .. Vor allem braucht man dazu ein großes Lokal, das ganz ausgeräumt ist, in dem man völlig undurchdringliche Finsternis herstellen kann. Zweite Voraussetzung ist, eine genügende

Zahl von Interessenten zu finden, die außer einer gutgefüllten Brieftasche einen Revolver und Munition besitzen. Wenn sie in dem Lokal versammelt sind, übergeben sie erst einmal dem Schiedsrichter den vereinbarten Einsatz. Ausgenommen der, den das Los zum Blinden bestimmt hat und der nichts zahlt, obgleich er der einzige ist, der die Aussicht hat, etwas zu gewinnen. Das beste, was den anderen passieren kann, ist, dass sie nichts verlieren."

„Ein feiner racket für den Blinden", stellt Cornelius anerkennend fest, „aber so einfach, dass ich staune, wieso sich Dummköpfe finden, die da mitmachen."

„Warten Sie, General! Für den Blinden ist das kein Honiglecken. Sobald die anderen den Einsatz bezahlt haben, kontrolliert der Schiedsrichter, dass jeder eine einzige Kugel in seinem Revolver hat. Und der Blinde weiß, dass er den Schutz Gottes und aller Heiligen brauchen wird, damit er nicht einem mehr oder weniger großen Prozentsatz dieser Eisenladung als Zielscheibe dient. Sobald der Schiedsrichter mit den vorbereitenden Formalitäten fertig ist, verdunkelt er den Saal völlig. Dann zählt er halblaut bis fünfundzwanzig. Während er zählt, darf niemand die geringste Bewegung machen. Immer mit Ausnahme des Blinden, dem es freisteht, seinen Standort zu wechseln. Oder, wenn er es vorzieht, den Eindruck zu erwecken, dass er ihn wechselt. Wichtig für ihn ist es, seine Partner, die ihn hören, aber nicht sehen, zu überzeugen, dass er dort ist, wo er eben nicht ist. Er hat um so größeres Interesse, das zu erreichen" fährt Eusebio fort, „als im selben Moment, da der Schiedsrichter ‚veinte-y-cinco‘ ruft, jeder Schütze die eine Kugel, die er hat, in die Richtung abfeuert, wo er glaubt, am meisten Chancen zu haben, den ‚ciego‘ zu treffen."

Noch einmal unterbricht ihn Cornelius: „Moment, ‚amigo‘. Das versteh ich nicht. Wenn ich recht gehört habe, spielt sich dieser Fandango in hundertprozentiger Finsternis ab? Also, sogar wenn alle Schützen Superchampions sind, wie sind sie sicher, den Blinden nicht wirklich umzulegen?"

„Maricon Dios, General, Sie sind heute aber schwer von Begriff! Das Ziel ist ja, den Blinden umzulegen, da das die einzige Möglichkeit ist, ihn daran zu hindern, den Pott zu kassieren."

Als weiterer Vorteil des Spiels winkt die Möglichkeit, dass der 'Blinde', ob getroffen oder nicht, solange er noch bei Sinnen ist, eine weitere Runde zum gleichen Tarif verlangen kann. Und so fort. Cornelius spielt daher in einem Puff in Mexiko für eine Gruppe von besoffenen Yankees, die durch Erdölfunde förmlich in Dollars schwimmen, den "Blinden". Und das geht so:

Zum erstenmal seit er auf der Welt ist, bedauert van Zeelinga, nicht eine halbe Portion zu sein. Mit Schultern, eine niedriger als die andere, einem Oberkörper wie ein Besenstiel und anderen anatomischen Qualitäten, die seine Oberfläche als Zielscheibe nennenswert herabsetzen würden. Außerdem bemerkt er ohne Vergnügen, dass die Ölleute sich nicht mit hübschen 6,35 mm als Artillerie begnügen, noch auch mit 7,65 mm oder 9mm. Alle haben sie Colts von 11,25 mm. Und Salven von zehn Projektilen aus solchen Taschenmörsern, innerhalb der vier Wände eines Raumes, nicht länger als zwölf Meter in seiner längsten Diagonale, das ist ja vielversprechend!

Mit dem gleichgültigen Ton des Herrn, der sicher ist, dass man ihn nicht in ein Sieb verwandeln wird, fragt Eusebio:

„Fertig, senores?"

„Fertig."

"Also, Achtung!"

Die einzige Lampe wird gelöscht. Dann erklingt in der undurchsichtigen Dunkelheit die schnarrende Stimme des posadero: ‚Uno...dos...tres...cuatro‘. Bei ‚cinco‘ gibt es Cornelius auf, die Größe seiner Angst zu messen. Bei ‚siete‘ schwitzt er wie in der Endphase eines Malariaanfalls. Bei ‚diez‘ rinnt ihm nicht nur der Schweiß die Beine hinunter, ja tatsächlich, er pisst vor Bammel. Bei ‚quince‘ presst er verzweifelt die Arschbacken zusammen, um seine Gedärme zu hindern, sich gleichfalls zu entleeren. Bei ‚veinte‘ würde er es aufgeben, wenn er sich nicht so wütend auf die Lippen bisse, dass der fade Geschmack seines Blutes ihm den Mund füllte. Dann bei ‚veinte-y-tres‘ gibt ihm die Nähe der Gefahr seine Ruhe wieder. Bei ‚veinte-y-cuatro‘ wirft er seine silberne Zigarettendose im Schwung fort, sie landet an der gegenüberliegenden Seite, als der Schiedsrichter ‚veinte-y-cinco‘ ruft.

Licht. Die List hat gewirkt. Verwirrt durch diesen unerwarteten Lärm, haben die Yankees alle automatisch in diese Richtung geschossen. Corny ist völlig heil. Aber von seinen finanziellen Ambitionen ist er geheilt. Er macht sich also bereit, die Spesen anzustellen, als der Grünliche einen ironischen Blick auf eine feuchte Lacke am Boden wirft:

„Merkwürdig. Vorhin war das nicht da. Also, Mister, Sie bestehen immer noch darauf, weiterzumachen?“

Darauf nicht ja sagen? 's ist aber hart. Noch härter als beim ersten Gang. Diesmal fühlt sich Cornelius wie gelähmt. Und nur mit einer übermenschlichen Willensanstrengung in der entscheidenden Sekunde lässt er sein schweres Taschenmesser lärmend genau zwischen seine Füße fallen.

Wieder gewonnen. Überzeugt, dass der Blinde den gleichen Trick wie vorhin angewandt hat, haben die Ölleute ihre Kugeln in alle Richtungen geschickt, nur nicht in die richtige.

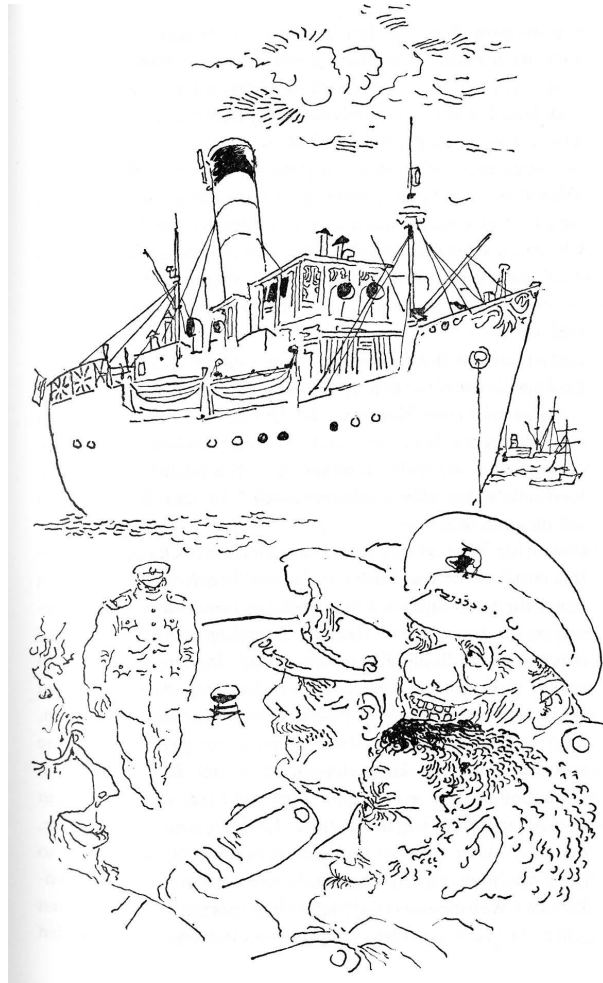
"Gut gespielt, Mister" sagt der Alte mit den Brillen anerkennend. „Jetzt können Sie sich mit kriegerischen Ehren zurückziehen!"

„Und mit unseren zehntausend Dollar", sagt der Grünliche gehässig. „Als Dreh, um reich zu werden, schlägt das jederzeit das Öl. Abgesehen davon verbietet es keine Regel einem Hahnrei, sich für Karl den Großen zu halten".

„Antreten zur Quadrille", brüllt Cornelius statt jeder anderen Antwort. „Dritter Gang!"

Und es geht wieder los. Mit einer leichten Änderung des Szenarios. Als Eusebio wieder Licht macht, hat der Blinde zwei Bohnen reingekriegt, aber ohne ernste Havarie. So dass es, anstatt ihn endgültig zum Aufhören zu bringen, die entgegengesetzte Wirkung hat. Dass er nach drei Gängen nur zwei unbedeutende Kratzer hat, scheint ihm die Neunerprobe - oder besser gesagt die Zehnerprobe, unter diesen Umständen - zu sein, dass die Ölmenschen, den Grünlichen eingeschlossen, auch den Woolworth-Wolkenkratzer bei hellichtem Tag auf kurze Distanz verfehlen würden. Warum sollte er also seinen Gewinn auf zwanzigtausend Dollar beschränken? Schließlich genügt es nicht, einfach die „Rio Incarnado" zu kaufen. Es wird nötig sein, sie auf der Werft überholen zu lassen, Fachleute zur Revision der Maschine heranzuziehen, sie zu verproviantieren, einen Stab, Besatzung aufzunehmen. Ein Haufen Dinge, die eine Menge kosten. Und wenn was übrigbleibt - es schadet nie, wenn man ein wenig flüssiges Geld hat.

Auf Grund dieser Bilanz gibt Cornelius erst nach dem elften Gang auf. Und nicht auf eigenen Wunsch. Denn er hat einen doppelten Schienbeinbruch links, einen Schenkel an zwei Stellen durchschossen, ein gebrochenes Schlüsselbein, eine Hand in Form einer Hummerschere, den Schädel durch einen unangenehmen Prellschuss böse angeschlagen. Es genügt, um King Kong protestunfähig zu machen, als ein Arzt, der zu den zehn Ölleuten gehört, erklärt, das sei nun genug. Wenn man aber elfmal den Blinden gespielt hat, um sich den Besitz eines Schiffes zu sichern, dann ist das so, als hätte man's getan, um ein Mädchen zu besitzen; soviel Verstand hat van Zeelinga noch, um sich darüber klar zu sein. Von da an ist man ihm verfallen, auch wenn das vorher nicht der Fall war.



Wie die Sache weitergeht, vor allem wann und in welcher Rolle Linda Larue auftaucht (Brigitte Bardot, sie wissen schon), möchte ich hier nicht verraten. Lesen Sie doch den ganzen Roman.

Jacques Pécheral: „Gib dem Haifisch keinen Rum
Verlag Büchergilde Gutenberg, Frankfurt-Wien-Zürich, 1968
Illustrationen von Werner Labbé, copyright Paul Zsolnay Verlag
Originaltitel: „Boulevard du Rhum, Robert Laffont, Paris 1964

**DAMON RUNYON: „EIN VIELBEGEHRTER KERL“
(„THE HOTTEST GUY IN THE WORLD“)**



"I long ago come to the conclusion that all life is 6 to 5 against."

Damon Runyon, eigentlich Alfred Damon Runyon, 1880 oder 1884 in Kansas geboren, gab sich bereits im Alter von 14 Jahren als 18-jähriger aus, um am spanisch-amerikanischen Krieg auf den Philippinen teilzunehmen. Später galt er als „Amerikas größter Reporter“, war Kriegsberichterstatter in Mexiko und in Europa während des 1. Weltkriegs. Erst 1932 erschien die erste seiner berühmt gewordenen Sammlungen von Kurzgeschichten, „Guys and Dolls“, aus der auch die folgenden Auszüge stammen. Diese Erzählungen handeln von kleinen Gaunern, Kartenspielern, Kassenschränkern, Nutten und Zuhältern am Broadway und spielen in der Zeit der Prohibition. Der Erzähler, der dies in Ichform berichtet, nimmt dabei eine eigenartig unbeteiligte Position ein: er ist zwar immer und überall dabei, wo es wild zugeht, ohne dass er dies aber herausfordert und ohne weiter in die Handlung verwickelt zu sein. Runyon wusste aber offenbar, wovon er schrieb: schließlich wurde ihm eine gewisse Freundschaft sowohl mit Al Capone als auch mit dem Mex Pancho Villa nachgesagt.

Apropos Pancho Villa: dazu gibt es auch einige Randbemerkungen für Pistoleros. Pancho Villa, eigentlich Doroteo Arango, bewegte sich ja zeitlebens an der Grenze zwischen Revolutionär und Strauchdieb. Nach der Revolution überfiel er 1916 mit seinen Spießgesellen das Militärcamp der US-amerikanischen Kavallerie in Columbus/ New Mexico. 20 Tote sowie einige erbeutete Pferde und Maschinengewehre waren das Ergebnis, die Stadt wurde anschließend niedergebrannt. Das war den Amis natürlich nicht recht, sie entsandten flugs eine

Strafexpedition unter der Leitung von General „Black Jack“ Pershing. Dieser Militäreinsatz war aus zweierlei Gründen bemerkenswert: Es war der letzte Kampfeinsatz von Kavallerie zu Pferde und gleichzeitig der erste Einsatz einer motorisierten Truppe mit Flugzeugen. Auch Lt. Patton, den sie später als General „Pistol Packing Patton“ nannten, da er noch im II. Weltkrieg immer mit zwei Revolvern im Holster herumlief, war dabei und Patton soll eigenhändig den Adjutanten von Pancho Villa mit dem Revolver erschossen haben; Pancho Villa selbst kam bei dieser Strafexpedition davon, die Amis wurden gleich danach zum Kampfeinsatz im Weltkrieg beordert und hatten für Bandidos weiter keine Zeit. Das besorgten dann die Mex selbst: 1923 durchsiebte eine Gruppe von Pistoleros den Revolutionär Pancho Villa. Buchstäblich, Pancho hatte allein in seinem Hintern sieben Kugeln stecken.

Auch mit Bat Masterson, der sowohl als Revolverheld als auch in späten Jahren als Schriftsteller bekannt geworden war, war Runyon – der etwa 30 Jahre jünger als Bat war – in New York zusammengetroffen; Runyon meinte: "Bat had no literary style but he had plenty of moxie." ("Bat hatte keinerlei literarischen Stil, aber er hatte jede Menge Schneid.")

Doch zurück zu Damon Runyon und seinem eigenen Schreibstil. Hier eine Kostprobe:

„Es ist vielleicht halb zwölf an einem Mittwochabend, und ich stehe an der Ecke Achtundvierzigste Straße und Broadway und denke über meinen Blutdruck nach, was eine Angelegenheit ist, über die ich bisher noch nie viel Kopfzerbrechen mache. Tatsache, von meinem Blutdruck habe ich überhaupt noch nie was gehört, bis zu diesem Mittwochnachmittag, wo ich wegen meines Magens bei Doctor Brennan vorbeigehe, und er mir so ein komisches Ding um den Arm wickelt und mir erzählt, dass mein Blutdruck höher ist als wie ne Katze springen kann, und ich tue besser dran, vorsichtig zu sein, was ich esse und vermeide lieber alle Aufregung, oder ich kratz auf einmal ganz plötzlich ab, wenn ich am wenigsten drauf gefasst bin. „Ein nervöser Knabe, wie Sie einer sind, mit einem so haushohen Blutdruck, muss ruhiger leben“, sagt Doc Brennan. „Macht zehn Dollar“, sagt er.“

Runyon schrieb im Slang der damaligen New Yorker Unterwelt. In einer Zeit, wo man – untypisch für die USA – es in New York auch nicht gerne gesehen hatte, wenn Kerle mit einem Schießisen herum liefen. Charakteristisch für seine Sprache ist die Form des „erzählenden Präsens“, also die bewusste Reduktion der Zeiten auf die Gegenwartsform, wie dies dem Dialekt der geschilderten Typen entgegenkommt: *„Als ich vorgestern bei Mindy Willy-das-Wiesel treffe, richte ich das Wort an ihn wie folgt ...“*. Es ist hier auch nachzutragen, dass diese Art des Sprechens auf die „Cattlemen“ in der wilden Zeit zurückgehen soll. Ein stilistisches Beispiel – für harte Gemüter – findet sich bei Henri Lewis, zitiert von E.C.Bentley in „More than somewhat“:

„The most ornery party I ever knows is Curley Ben. This yere Ben is killed, final, by Old Captain Moon, when Curly is playin' kyards. He's yest dealin, when Moon comes

Injunin' up from the rár, an' drills Curly through the head with a .45 Colt's. Which the queer part is this: Curly, as I states, - an' he never knows what hits him, and is dead as Santa Anna in a moment - is dealin' the kyards. He's got the deck in his hands. An' yet, when the public picks Curly off the floor, he's pulled his two guns, an' has got one cocked."

Ich versuche das mit Hilfe des speziellen Glossars am Ende des erwähnten Büchleins unter Beibehaltung des erzählenden Präsens zu übersetzen:

„Der wunderlichste Typ, den ich kenne, ist Curley Ben. Dieses Jahr schließlich legt ihn Old Captain Moon um, während Curly Karten spielt. Er gibt grad', als Moon wie ein Indianer von hinten anschleicht, und Curly mit seinem 45er Colt ein Loch in den Schädel bohrt. Das Verrückte an der Sache ist: Curly, ich sage euch - und er hat keine Ahnung was ihn trifft, und ist im Moment tot wie Santa Anna - gibt gerade die Karten aus. Er hat das Blatt in der Hand. Und doch, als ihn die Kerle vom Boden aufheben, hat er seine beiden Kanonen gezogen, und eine hat er gespannt.“

Doch zurück zu Damon Runyon. In der vorliegenden Übersetzung der Geschichte wurde versucht, diesen Slang in eine dem Berlinerischen angenäherte Form der deutschen Sprache zu übertragen. Ich finde, dass dies hier recht gut gelungen ist, obgleich ich persönlich den Wiener Dialekt bevorzugt hätte. Aber vielleicht wäre durch die zu starke Anlehnung an Vertrautes die Fremdartigkeit und spezifische Eigenart der New Yorker Unterwelt nicht so gut zum Ausdruck gekommen. Auch die Spitznamen der Typen wurden ins Deutsche transferiert, bei einer moderneren Übersetzung würde man wahrscheinlich diese im Original belassen, vor Allem in einer Zeit, wo jeder meint, Englisch zu verstehen oder dies zumindest vorgibt. Für mich hat diese Namenswahl einen eigenen Reiz und erinnert mich an Nestroy, bei dem der Tischler eben „Leim“ und der Schmied „Gluthammer“ heißt.

Der deutsche Titel der Buchausgabe lautet: „In Mindys Restaurant“, die Taschenbuchausgabe bei rororo erschien unter dem Titel „Schwere Jungen, leichte Mädchen“. „Guys and Dolls“ war auch Vorlage zu dem gleichnamigen Broadway Musical, von Kennern als eines der besten und erfolgreichsten Musicals bezeichnet, das auch bei uns immer wieder inszeniert wurde

Außer „Guys and dolls“ verfasste Runyon eine große Zahl von Büchern und Kurzgeschichten, von denen viele erst nach seinem Tod 1946 veröffentlicht wurden. Mehrere seiner Bücher wurden verfilmt. Ins deutschsprachige Kino kamen zwei Verfilmungen: einmal 1956 der Film „Schwere Jungen, leichte Mädchen“ (Originaltitel „Guys and dolls“) mit Marlon Brando, Jean Simmons, Frank Sinatra und 1961 „Die Unteren Zehntausend“ („Pocketful of Miracles“) mit Bette Davis, Glenn Ford und in einer Nebenrolle Peter Falk. Unverständlicherweise sind alle deutschen Übersetzungen seiner Bücher derzeit vergriffen.

In der Story, die ich Ihnen heute nacherzählen möchte, gelangt unser Erzähler wieder einmal dadurch in Schwierigkeiten, dass ihn diesmal der Lange Julius aufsucht,

„gegenwärtig der begehrteste Kerl auf der Welt. Tatsächlich sind alle direkt platt, wie begehrt er ist. In Pittsburgh im Staate Pennsylvania möchte man ihn gerne wegen eines Postautos sprechen, das ausgeraubt wird, und in Minneapolis in Minnesota schwirren Gerüchte um ihn rum, weil jemand einen Bankboten um fünfzig Mille Lohngehälter erleichtert und den Mann dabei ein bisschen unsanft behandelt, da er nicht stillhalten will. Und dann ist da noch der Bankverein in Kansas CityAber natürlich erwähne ich dem Langen Julius gegenüber kein Wort davon, als er bei mir reinplatzt, weil er denken könnte, ich bin ungastlich, und das mag ich mir nicht gerne nachsagen lassen. Außerdem könnte Julius böse werden, wenn er denkt, ich bin ungastlich, und mir eine über die Birne geben, denn der Lange Julius ist immer gleich beleidigt.

Es ist ein bisschen warm, und der Lange Julius zieht sich die Jacke aus, und ich merke, er trägt eine Pistole in einer Ledertasche unter seinem Arm und hat noch eine im Hosengürtel stecken, und ich hoffe zu Gott, dass kein Blauer reinkommt, solange Julius hier ist, weil es in New York gewaltig gegen die Gesetze verstößt, wenn Kerls so schwer bestückt rumlaufen.“

Louis erzählt, dass er Heimweh nach seiner Heimatstadt hat und seine kranke Mama besuchen will, und außerdem möchte er mal wieder Miss Kitty Clancy sehen. Die letzten Monate verbrachte der Lange Julius in einem Lagerschuppen, nachdem ihm

„in dem Rummel um den Juwelierladen jemand ne blaue Bohne in die Hüfte jagt, und Leon Pierre schleppt mich in den alten Lagerschuppen raus und da sitze ich nun fest, bis ich wieder in Ordnung bin“

Dort ist es fürchterlich kalt und seine einzige Gesellschaft sind ein Haufen Ratten.

„Es sind riesige Biester darunter, einige sind so groß wie Karnickel, und sie sind richtig unverschämt, was das betrifft. Anfangs bin ich bereit, mich mit diesen Ratten anzufreunden, aber sie sind scheint's sehr unliebenswürdig, und nachdem sie ein paarmal an mir rumnaschen, sehe ich ein, es hat keinen Sinn, mit ihnen paktieren zu wollen, deshalb lasse ich mir von Leon Pierre jeden Tag eine Menge Munition für meine Knarren mitbringen und benutze die Ratten als Schießscheiben. Der Schuppen liegt so weit abseits, dass keine Gefahr besteht, jemand könnte die Knallerei hören“ sagt der Lange Julius, „und mir hilft es, die Langeweile zu vertreiben. Ich bringe es so weit, dass ich jede Ratte treffe, im Sitzen, im Laufen und sogar in der Luft, diese Lagerhausratten springen nämlich oft von einem Ort zum andern wie die Bergschafe, wobei sie meistens darauf aus sind, im Vorbeifliegen einen anständigen Happen von mir abzubeißen.

Jawohl, mein Lieber“, sagt Julius, „eines Tages schreibe ich die Resultate mal auf und ich treffe fünfzig Ratten hintereinander, ohne eine einzige zu verfehlen, womit ich den Titel als Weltmeister im Rattenschießen mit der 9 mm-Pistole beanspruchen kann, obgleich ich

natürlich“, sagt er, „jederzeit bereit bin, auch eine Wette einzugehen, wenn mich einer zum Wettschießen auf Ratten rausfordern will. Ich bringe es so weit, dass ich meine Schüsse vorher genau ansagen kann, und tatsächlich nehme ich mir einige Male vor, die da will ich ins rechte Auge treffen und die ins linke, und jedesmal treffe ich genau, wie ich voraussage, obgleich es, wenn man eine Ratte aus der Nähe mit einer 9-Millimeter trifft, manchmal nicht möglich ist, hinterher genau zu sagen, wo man sie trifft, weil man sie scheint´s überall am ganzen Wanst getroffen hat.“

„Langsam scheine ich die Ratten einigermaßen zu verscheuchen“, sagt Julius, ... also muss ich mich nach einer anderen Unterhaltung umsehn, aber in so einer Bude ist nicht viel los, obgleich ich schließlich einen Haufen medizinischer Bücher finde, die sich als sehr interessante Lektüre rausstellen. Diese Bücher werden von einem Doktor zurückgelassen, der sich dorthin verzieht, um sich ein bisschen zu sammeln, nachdem er mit dem Messer an seiner treuliebenden Gattin rumexperimentiert.“

Der Lange Julius lässt im weiteren Verlauf der Geschichte nicht locker: er will unbedingt seine Mama besuchen und auch sehen, wie es Miss Kitty Clancy – einer verflossenen Liebe – geht, und unser armer Erzähler muss natürlich mitkommen, denn der Lange Julius könnte ihn sonst für einen Snob halten und der Lange Julius fühlt sich, wie gesagt, sehr leicht vor den Kopf gestoßen. Also ziehen die beiden los und marschieren die Neunundvierzigste Straße runter und gerade wie sie an der Achten Avenue ankommen, bemerken die beiden einen riesigen Menschauflauf und alle blicken auf den Dachrand vom Madison Square Garden:

„Der riesige Affe da oben auf dem Dach ist scheint´s wahrhaftig der Bongo, ein Gorilla, der zum Zirkus gehört und einer von den ganz wenigen bedeutenderen Gorillas ist, die es hier in den Staaten gibt, oder auch anderswo, was das betrifft, denn gute Gorillas sind tatsächlich dünn gesät.

Als man Bongos Käfig in den Garden reinschiebt, geht scheint´s irgendwie das Türschloss auf, und ehe sich´s einer versieht, flitzt Bongo raus und hoppelt die Straße runter, wo grade ein Haufen Kinder aus der Nachbarschaft auf dem Trottoir rumspielen und lauter Muttis mit ihren Kleinen im Kinderwagen neben sich in der Sonne hocken.

Und jetzt, was tut doch dieser Bongo, er langt in einen Kinderwagen rein, den eine von den Muttis auf dem Bürgersteig grade am Garden vorbeischiebt und schnappt sich mit raschem Griff das Baby raus, obgleich sich bis auf den heutigen Tag kein Mensch vorstellen kann, was Bongo eigentlich mit dem Baby anfangen will. Das Baby ist noch ein halber Säugling und noch nicht imstande, sich gegen einen Gorilla von Bongos Größe irgendwie zur Wehr zu setzen, drum hat Bongo nicht die geringste Mühe, mit ihm fertig zu werden. Abgesehen davon höre ich immer, ein Gorilla macht auch einen erwachsenen Mann glatt fertig, wobei ich allerdings feststellen muss, dass ich noch nie in meinem Leben einen Kampf zwischen einem Gorilla und einem erwachsenen Mann mit anseh. So was müsste doch eigentlich eine erstklassige Attraktion abgeben, was das betrifft.

Natürlich erhebt die Mutti von dem Baby sofort ein mächtiges Geschrei, als Bongo ihr Baby packt, denn keine Mutti sieht ihr Baby gern in der Gesellschaft eines Gorillas, und diese Mutti hier kreischt aus Leibeskräften und bemüht sich, Bongo das Baby zu

entreißen, aber mein Bongo ist nicht faul und saust schnurstracks aufs Dach vom Garden auf einer großen Lichtreklame hoch, die an der Seite der Neunundvierzigsten Strasse runterhängt. Und jetzt sitzt der gute Bongo da oben mit dem Baby im Arm und das Baby brüllt wie am Spieß, und Bongo gibt komische Laute von sich und fletscht die Zähne, als sich unten auf der Strasse langsam die Leute ansammeln.

Ein langer Kerl in Hemdsärmeln rennt durch die Menge und gestikuliert mit den Armen und versucht, die Leute zum Schweigen zu bringen, und er sagt in einem fort: „Ruhe doch, bitte!“, aber niemand kümmert sich um ihn. Ich taxiere, dass der Kerl was mit dem Zirkus und vielleicht sogar mit Bongo zu tun hat. Ein Verkehrspolizist sieht, was los ist, und ruft telephonisch Verstärkung vom Revier in der Siebenundvierzigsten Strasse herbei, und jemand alarmiert die nächste Feuerwache, und es dauert nicht lange, da sausen die Blauen von allen Seiten herbei und die Feuerwehr kommt an, und der lange Kerl in Hemdsärmeln wird immer aufgeregter.

..... Bongo hockt immer noch da oben auf dem Dachrand, ungefähr sieben Stock überm Erdboden, und guckt runter auf die Strasse mit dem Baby im Arm und hält es, wie eine Mutti das macht, aber jeder kann sehn, dass Bongo der Lärm da unten sehr ärgert, und auf einmal erhebt er das Baby bereits hoch über sich, als ob er es jemand auf den Kopf knallen will. Ich gewahre den Langen Nig, den bekannten Spieler, in der Menge und hinterher höre ich, er bietet schon Wetten mit sieben zu fünf gegen das Baby an, aber alle sind viel zu aufgeregt, um auf so ne Wette einzugehen, obgleich es gar kein schlechtes Angebot ist, was das betrifft.

Dann entdecke ich in der Menschenmenge auf dem Bürgersteig gegenüber vom Garden eine Puppe, die wie angenagelt dasteht und mit einem ganz seltsamen Ausdruck im Gesicht zu dem Affen und dem Baby raufstarrt, und wegen der merkwürdigen Art, wie sie guckt, seh ich sie mir nochmal genauer an, und wer ist es? Miss Kitty Clancy! Ihre Lippen bewegen sich, wie sie so entgeistert da raufstarrt, und irgendetwas sagt mir, Miss Kitty Clancy betet vor sich hin, denn sie ist die Puppe dazu, bei so nem Anlass wie diesem zu beten.

Der Lange Julius sieht sie ungefähr gleichzeitig mit mir und er tritt neben sie und sagt Guten Tag zu ihr, und obgleich es schon über ein Jahr her ist, dass Miss Kitty Clancy den Langen Julius zum letzten Mal sieht, dreht sie sich zu ihm hin und redet zu ihm, als ob sie sich noch eben vor ner Minute mit ihm unterhält. Es ist wirklich ganz sonderbar, wie Miss Kitty Clancy so mit dem Langen Julius spricht, als ob er überhaupt nicht fortgewesen ist.

„Tu doch was, lieber, lieber Jule!“ sagt sie. „Du bist doch immer der, der was tut. Ach bitte, bitte, Jule, tu irgendwas!“

Der Lange Julius antwortet keinen Ton, sondern tritt ein paar Schritte hinter die Menschenmauer zurück und langt nach seinem Gürtelriemen, worauf ich ihn am Arm packe und wie folgt zu ihm rede: „Um Himmels willen, Julius“, sage ich, „was hast du vor?“ „Was wohl, Mensch“, sagt Julius. „Diesen Räuber von einem Gorilla abschießen, ehe es ihm einfällt, mit dem Baby nach jemandem hier unten zu schmeißen. Womöglich“,

sagt Julius, „trifft er mich noch damit, und ich lass mir niemand sein Baby an den Schädel werfen!“

„Julius“, sage ich in allem Ernst, „zieh nicht deine Knarre vor all den Blauen hier, denn, wenn du das tust, nehmen sie dich bestimmt mit, und wenn auch bloß wegen der Knarre, und haben sie dich erst mal fest, dann bist du in Teufels Küche, wo du doch von allen Seiten gesucht wirst. Julius“, sage ich, hinter dir sind sie doch im ganzen Lande her, und ich möchte nicht erleben, dass sie dich schnappen. Und überhaupt“, sage ich, „am Ende schießt du noch das Baby tot statt den Affen, denn das kann doch jeder sehn, es ist doch fast unmöglich, den Affen da oben zu treffen, ohne das Baby zu treffen. Außerdem, selbst, wenn du den Affen erwischst, fällt er doch auf die Strasse runter und reißt das Baby mit“.

„Alles Quatsch, was du da redest“, sagt Julius. „Ich schieße nie vorbei! Ich treff den Affen haarscharf zwischen die Augen und dadurch fällt er hintenüber, nicht nach vorn, und dem Baby passiert nichts, denn das sieht doch jeder, vom Dachrand aufs Dach dahinter, das ist doch überhaupt kein Sturz. Ich hab diesen Fall genau studiert“, sagt Julius. „Ich weiß, wenn jemand in so ner Stellung sitzt, wie jetzt der Affe da oben auf dem Dachrand, und aus großer Höhe runterguckt, dann sind seine Selbsterhaltungsreflexe nach rückwärts eingestellt, und dahin muss er auch fallen, wenn ihn was unerwartetes trifft, wie zum Beispiel ne Kugel zwischen die Augen. Ich hab das alles genau in den Büchern von dem Doktor gelesen,“, sagt Julius.

Und plötzlich geht seine Hand hoch und in der Hand ist eine von seinen Pistolen, und ich höre einen Laut, so ähnlich wie „Kerbap“. Wenn ich es mir jetzt nachträglich überlege, erinnere ich mich nicht mal, dass der Lange Julius überhaupt zielt, wie man es doch meistens tut, wenn man auf ein sitzendes Ziel schießt, aber der alte Bongo scheint sich, als die Pistole kracht, ein kleines bisschen aufzurichten und dann sackt er nach hinten über, das Baby, das brüllt wie am Spieß, immer noch in seinen Armen, und der Lange Julius spricht zu mir wie folgt:

„Mitten zwischen die Augen, darauf gehe ich jede Wette ein“ sagt er, „obgleich das ja überhaupt kein Ziel für mich ist, was das betrifft.“

In der ersten Auflage meiner story hatte ich hier abgebrochen, um den Leser auf die Schlusspointe neugierig zu machen. Unglücklicherweise sind Damon Runyons Bücher derzeit alle vergriffen, so dass ich Runyon lieber die Geschichte zu Ende erzählen lasse:

Plötzlich kommt ein schlanker junger Kerl auf den Langen Julius zu und spricht zu ihm wie folgt:

„Julius“, sagt er, „ich möchte dich mal sprechen“, und wer ist es? Johnny Brannigan. Natürlich greift der Lange Julius sofort nach seinem Schießseisen, aber Johnny zerrt ihn so schnell weiter die Straße runter, dass Julius im Moment gar keine Zeit findet, in Aktion zu treten. „Laß se ruhig stecken, Julius“, sagt Johnny Brannigan, „hat keinen Zweck und ist auch gar nicht nötig, Komm mit und mach schnell.“

Der Lange Julius ist etwas verdutzt, denn Johnny Brannigan benimmt sich überhaupt nicht wie ein Kriminal, der jemand verhaften will, deshalb geht er mit Johnny mit, und ich folge ihnen, und einen halben Block weiter hält Johnny ein Taxi an, schiebt uns rein und sagt dem Fahrer, er soll immer gradeaus die Achte Avenue runterfahren.

„Ich sitze dir schon die ganze Zeit, seit du wieder in der Stadt bist, auf den Fersen, Julius“, sagt Johnny. „Du hast nicht die geringste Chance hier. Ich will grad zur Wohnung deiner Mama rüber gehen, um dich festzunehmen, weil ich taxiere, dass du bestimmt dort aufkreuzt, als plötzlich diese Geschichte am Madison Square Garden losgeht. Jetzt steig ich an der nächsten Ecke aus, und du fährst weiter und besuchst deine Mama, und dann haust du ab aus New York, so schnell du nur kannst, denn dein Typ wird hier sehr stark verlangt, Julius.“

„Übrigens“ sagt Johnny Brannigan, „weißt du eigentlich, dass das mein Kind ist, was du da rettetest, Julius? Meins und Kitty Clancys? Wir haben heute vor einem Jahr geheiratet.“

Na, einen Augenblick lang sieht der Lange Julius sehr verdattert aus, aber dann lacht er und spricht wie folgt: „Mensch, ich hab natürlich keine Ahnung, dass es Kittys Kind ist, aber dass es deins ist, taxiere ich vom ersten Moment an, weil es dir so ähnlich sieht.“

„Jawoll“, antwortet Johnny Brannigan voller Stolz. „Alle sagen das.“

„Ich merke die Ähnlichkeit schon von weitem“, sagt der Lange Julius. „Tatsache“, sagt er, „es ist direkt erstaunlich, wie ihr euch ähnlich seht. Aber“, sagt er, „im ersten Augenblick hab ich direkt Angst, ich verwechsle vielleicht die beiden Gesichter da oben auf dem Dach, weil es verdammt schwierig ist, den Affen und dein Baby auseinander zu halten.“

Hier endet die Geschichte vom Langen Julius wirklich. Man mag die Situationen Runyons für phantastisch halten aber kürzlich (2016) gab es einen ähnlichen Zwischenfall im Zoo von Cincinnati. Ein unbeaufsichtigtes Kleinkind kletterte über das Gitter des Gorillakäfigs und wurde von einem Silberrückengorilla - also einem erwachsenen männlichen Gorilla - eher liebevoll begrüßt. Als die Meute der Zuseher hysterisch aufheulte, nahm der Affe dabei eine Schutzposition für das Kind ein. Schließlich entschied die Zooleitung nach langen Minuten der Unsicherheit, den Gorilla zu erschießen. Das Kind blieb unverletzt.

Noch einen kleiner Zuschlag gefällig? Versuchen wir einmal, die Frage zu beantworten, wie viele Schießseisen ein richtiger Kerl mit sich herumtragen kann. Von den Texas Rangers wissen wir, dass sie bis zu vier Revolver neben dem Karabiner mit sich geschleppt haben, um die eigene Feuerkraft zu erhöhen. Aber die hatten ja Pferde zur Verfügung.

Gut. Runyon hat zur Beantwortung dieser Frage die story von Tobias Tweeney geschrieben. Dieser Tobias ist ursprünglich ein kleiner unscheinbarer Kerl,

irgendwie eben ein „Seicherl“, der unseren Autor um Hilfe ersucht. Tobias ist total verknallt in eine junge Dame, die aber von ihm nichts wissen will, da ihr nur wirkliche Kerle, schwere Kaliber imponieren. Runyon soll ihn unter die harten Kerle bringen, damit er sich eine Scheibe abschneiden kann. Er nimmt ihn mit in Midnight-Charleys Laden in der Siebenundvierzigsten Strasse, zumal der junge Mann zweihundert Mäuse von seinem Sparbuch abgehoben hat und dies als Lehrgeld anlegen möchte.

„Ich führe also Tobias Tweeney zu Midnight-Charleys Laden hinüber, aber sowie wir hereinkommen, tut es mir schon wieder leid, denn wer ist da, wenn nicht ungefähr ein Dutzend Herrschaften aus verschiedenen Stadtteilen, und an keiner von diesen Herrschaften ist irgendwelcher Segen dran. Einige wie Harry das Roß und Ochsen-Angie kommen aus Brooklyn, drei sind aus Harley, einschließlich Klein-Mitzi und Teutonen-Schwartz, und einige müssen wohl aus der Bronx sein, denn ich erkenne Joe Upton, und Joe lässt sich niemals in der Öffentlichkeit sehen, ohne ein paar Kumpane aus seiner eigenen Nachbarschaft mit sich zu haben“.

Tobias erzählt seine Geschichte, die wilden Kerle fühlen mit ihm, man hebt einen nach dem anderen von Midnight-Charleys Schnäpsen, wovon Tobias erst recht das große Heulen kriegt. Plötzlich klopft es an der Tür, so wie nur Polizisten klopfen können und Charley geht zur Tür.

„Leutnant Harrigan ist mit seinen Leuten draußen“, sagt Charley, als er an den Tisch zurückkommt, „wer von euch eine Schießstange bei sich hat, schnell her damit.“ Darauf hin tritt Joe Upton zu Tobias Tweeney hin, überreicht ihm einen großen Revolver und richtet das Wort an ihn. „Hier steck das Ding irgendwie an dich“, sagt Joe, und dann setz dich wieder hin und rühr dich nicht. Die Blauen werden dich sicher in Ruhe lassen“, sagt Joe, wenn du still dasitzt und dich um nichts anderes kümmerst aber“, sagt Joe, „für jeden von uns ist es eine verdammte Sache, mit einer Schießstange gefasst zu werden, besonders für diejenigen, die dem Staat noch ein paar Monate oder ein paar Jahre schulden.“ Es ist also eine sehr heikle und recht unangenehme Situation. ... Da treten plötzlich auch Harry das Roß und Ochsen-Angie und Klein-Mitzi und die anderen vor Tobias hin und überreichen ihm ihre Kanonen, und Tobias bringt es irgendwie fertig, sie alle zu verstauen und sich wieder hinzusetzen, bevor Charley die Tür aufmacht und die Gendarmen herein lässt.“

Die Polypen kümmern sich natürlich weder um unseren Autor noch um Tobias, sondern suchen die stadtbekanntesten Herrschaften nach Waffen ab. Sie sind naturgemäß sehr verärgert, keine Schießseisen zu finden, kümmern sich aber nicht um den unauffälligen Tobias, der von Charleys Fusel mittlerweile schon halb eingeschlafen auf seinem Stuhl sitzt und ein Nickerchen macht.

„Leutnant Harrigan ist gerade dabei, mit seinen Leuten das Lokal wieder zu verlassen, da kippt Tobias Tweeney auf seinem Stuhl etwas zu weit nach vorn über und fällt plötzlich lang hin auf den Boden, wobei ihm fünf Schießstangen aus den Taschen fallen und in alle Richtungen über den Boden rasseln, und das nächste ist, dass Tobias Tweeney verhaftet wird und jeder ihn bei einem anderen Körperteil packt. Kurz und gut, am nächsten Tage

sind alle Zeitungen voll mit der Verhaftung eines Burschen, den sie Zwölfer-Tweeney nennen, und wie sie schreiben, erklärt die Polizei, dass dies zweifellos der kaltblütigste Geselle ist, der je da ist, denn sie kennt zwar Kerle mit zwei und sogar drei Kanonen, hört aber niemals von einem, der gleich mit zwölf Revolvern herumläuft.“

Nun, hier haben wir die Antwort auf die Frage, die wir uns gestellt haben, aber wie diese Geschichte ausgeht, will ich nicht verraten. Nur so viel, es ist ein Happy End inklusive der beeindruckten Angebeteten.

*Damon Runyon: „Schwere Jungen, leichte Mädchen“ rororo 1956 vergriffen,
„In Mindys Restaurant“ Haffmanns-Verlag, Zürich 1999, ISBN-Nr: 3 251 30112 8 ebenfalls vergriffen
„Stories vom Broadway“ Hamburg 1957
sowie in englischer Sprache:
„Damon Runyon Favorites“, Pocket Books, N.Y., 1942 (Ö.Nationalbibliothek)
“More than somewhat” – Selected by E.C.Bentley, Leipzig 1938; Glossary; ÖNB*

JAMES JONES : „DIE PISTOLE“

In meiner Jugend kannte ich Kriegsteilnehmer, denen der Krieg übel mitgespielt hatte. Darunter waren auch diejenigen, die unter strenger Beobachtung durch die Besatzungsmächte versucht hatten, den Schießsport im besetzten Österreich wieder auf die Beine zu stellen. Lange Zeit konnte ich die Faszination, die Waffen auf diese Kriegsgeneration ausübten, nicht vollständig nachvollziehen. Ein Gewehr war ja noch erklärbar, Natur und Jagd und so weiter. Aber eine Pistole? Nach ausführlichen Gesprächen verstand ich aber, dass der Besitz einer Pistole von Vielen als Symbol des persönlichen Schutzes und der persönlichen Freiheit angesehen wurde; manche hatten noch Faustfeuerwaffen aus dem Kriegsdienst als „Beute“ mitgebracht, andere gruben sie nach dem Krieg wieder aus ihrem Versteck im Schrebergarten. Beides unter großer Gefahr, denn Waffenbesitz war in der Besatzungszeit streng verboten und zumindest im russisch besetzten Teil Österreichs drohte die Deportation ins sonnige Sibirien, ohne Rückfahrkarte.

Die Lektüre des Romans „Die Pistole“ von James Jones mag Zweiflern vielleicht weiteren Aufschluss geben, was der Besitz einer Pistole bedeuten kann. Das von den Amerikanern so geheiligte Grundrecht des „freien Bürgers“ auf Waffenbesitz kann dabei ein wenig transparenter gemacht werden, auch wenn man alle Ansichten der Amis nicht unbedingt teilt. (Mit „freien Bürgern“ sind selbstverständlich und ganz besonders auch Damen eingeschlossen, auch wenn ich nicht jede blödsinnige „Innen“- Schreibweise mitmache.)

Der Autor unseres Romans, James Jones (1921 - 1997), war 1939 als Freiwilliger in der Amerikanischen Armee und nahm im Pazifik am Krieg gegen die Japaner teil, der ja mit dem überraschenden Angriff auf Pearl Harbour begonnen hatte. Aus seinen Erfahrungen schöpfte er bei seinen realistischen Romanen wie etwa „From here to Eternity“ („Verdammt in alle Ewigkeit“, dem Bestseller der Nachkriegszeit, der auch verfilmt wurde), „Some Came Running“, „Der schmale Grat“, „Heimkehr der Verdamnten“ und eben „Die Pistole“.

Also schlagen wir das Buch auf, es beginnt mit dem Überraschungsangriff der japanischen Luftwaffe auf die Insel Oahu (Pearl Harbour), der den Kriegseintritt der Amerikaner auslösen sollte. Doch vorher noch einige Worte zur politischen Bedeutung von Pearl Harbour. Japan hatte 1937 China den Krieg erklärt und die Mandschurei annektiert. Die Amerikaner saßen seit 1898 auf den Philippinen und waren daher über diese Vorgangsweise "not amused." Anfangs 1941 verhängten sie ein Handelsembargo gegen Japan, worauf die Japaner anfangs zu moderaten Zugeständnissen bereit waren. Als die Amerikaner jedoch den vollständigen Rückzug aus China forderten, wurde seitens der "Japsen" ein Überraschungsangriff auf die USA geplant. Yamamoto, Oberbefehlshaber der Marine, sah seine Chance gekommen, als die Amis ihre Pazifikflotte von San Diego nach Oahu/ Pearl Harbour verlegten und ließ alle verfügbaren Flugzeugträger mit Hunderten Flugzeugen durch den Nordpazifik in Richtung Hawaii starten. Im

Nachhinein kann man festhalten, dass der Angriff auf Pearl Harbour für die Amerikaner vollkommen überraschend erfolgte: die ersten Anzeichen von Flugzeugen auf den Radarschirmen in Hawaii wurden zwei Stunden lang ignoriert bzw. nicht richtig als Feindflugzeuge identifiziert. Die USA verloren daraufhin über 2.000 Mann, 188 Flugzeuge und 18 Schiffe; auf japanischer Seite gab es "nur" 185 Tote und lediglich den Verlust von 29 Flugzeuge und 9 U-Booten. Den USA wurde damit erstmals - lange vor "9/11" - der Glaube an ihre Unverwundbarkeit auf eigenem Boden erschüttert. Der folgende Kriegseintritt Amerikas löste damit endgültig einen "Weltkrieg" aus. Doch nun zurück zu Jones und seinem Romanhelden:

„Als am 7. Dezember 1941 die ersten Bomben auf Wheeler Field aufflammten, befand sich der Gefreite Richard Mast gerade beim Frühstück. Außerdem trug er eine Pistole. Es war wohl für einen Soldaten in Friedenszeiten ungewöhnlich, zum Frühstück eine Pistole zu tragen, aber andererseits war es das auch nicht. Am Tag zuvor, bei der Befehlsausgabe am Sonnabend, hatte man Mast und drei andere zur Wache im Kaserneninnendienst eingeteilt. Diese Wache dauerte von vier Uhr nachmittags bis vier Uhr nachmittags, vierundzwanzig Stunden, und die Männer, die täglich von den verschiedenen Kompanien dazu abgestellt wurden, empfingen Pistolen, Pistolengurte, Armbinden und Pistolenschnüre in der Waffenkammer ihrer Kompanie. Sie hatten alles zu quittieren, es jederzeit, wenn sie nicht gerade schliefen, zu tragen und vierundzwanzig Stunden später, wenn sie vom Wachdienst zurückkamen, sogleich abzuliefern. Eine strenge Vorschrift, bei der keinerlei Ausnahmen in irgendeiner Form gestattet waren. Und das hatte seinen guten Grund.

In jenen vergangenen, längst entschwundenen Zeiten waren in unserer Armee Pistolen sehr gesucht. Die automatische Dienstpistole Kaliber .45, die von der Armee eingeführt wurde, war ein schönes Stück; auf geringe Entfernung war sie auch eine gefährliche Waffe. Aber vielleicht noch wichtiger: sie war zum Mitnehmen klein genug. Einem Soldaten, der entlassen wurde, dürfte es wohl ziemlich schwer fallen, einen Karabiner zu stehlen, selbst wenn er ihn vollständig auseinander nähme. Anders mit der Pistole, und es gab wohl keinen, der sich nicht eine herrenlose nur zu gern angeeignet hätte, falls sie nicht auf einer Liste mit Namensunterschrift geführt wurde. Das Mitnehmen war jedoch so gut wie unmöglich. Man hielt nicht nur ein sehr wachsames Auge auf diese Waffen, sie waren auch in einem Infanterieregiment eine Seltenheit, da sie nur an Leute vom Stab, an Offiziere und Mannschaften von Maschinengewehrgruppen ausgegeben wurden. Daher gab es für einen gewöhnlichen Infanteristen wie Mast nur die vierundzwanzig Stunden während des Wachdienstes, in denen er eine solche Pistole in die Hand bekam.“

Während nun der Überraschungsangriff der Japaner tobte, in dem ganzen Durcheinander fühlte sich Mast durch die Pistole an seiner Seite irgendwie unverwundbar.

„Einen Augenblick lang dachte Mast, von Erregung gepackt, daran, seine Pistole zu ziehen und ein paar Schüsse auf die dicht über ihre Köpfe hinwegfliegenden Jäger

abzugeben, jedoch fürchtete er, albern oder lächerlich zu wirken, und so unterließ er es. Obwohl er es beim Pistolenschießen auf dem Schießstand zu einem Meisterschützen gebracht hatte, war er doch ziemlich sicher, niemals eins zu treffen. Aber, Junge! dachte Mast, und wenn er doch eins trüfe? Doch ganz eigenhändig und allein mit seiner Pistole eins herunterholte? Ein Held, und dabei erst neunzehn Jahre. Gerade da kam ein drittes Flugzeug heulend herangejagt, fegte seine Feuergarben über den Platz, und Masts Lider begannen erregt zu zucken, als ob in dieser Bewegung allein bereits ein Schutz für ihn läge. Und schon war es verschwunden, wie im Handumdrehen, über den Kasernenblock hinweg. Das Gefühl, sie zu besitzen, nur zu wissen, dass sie da war, wirkte sich auf Mast seltsam aus, und so half ihm die Pistole an seiner Seite, nicht den Mut zu verlieren. Wie sehr wünschte er sich doch, sie am Abend nicht abliefern zu müssen. Sie war nicht wie ein Karabiner. Sie verlieh einem ein ganz anderes Gefühl. Die verdammte Regierung sollte doch lieber an jeden Soldaten beides ausgeben, Karabiner und Pistole. Hatten es doch früher getan. Bei der Kavallerie.“

Im weiteren Verlauf des Romans, nachdem nun der Krieg im Pazifik ausgebrochen war, gerät die Ausgabe dieser Pistole in Vergessenheit. Der Gefreite Mast denkt selbstverständlich nicht daran, sie zurückzugeben sondern hütet sie vielmehr wie seinen Augapfel. Der Grund dafür ist leicht zu verstehen.

„Dabei vermochte er nur daran zu denken, was für eine wunderbare Verteidigungswaffe er in dieser Pistole für sich persönlich besaß, wenn die Japaner landeten (oder bereits gelandet waren). Besonders gegen diese Samuraisäbel der Offiziere, über die er schon so viel gelesen hatte.“

Dieser Meinung sind allerdings im weiteren Geschehen viele von Masts Kameraden. Man versucht, ihm die Pistole abzukaufen, entwendet sie worauf Mast sie dann wieder zurück raubt und so geht das den ganzen Roman über hin und her. Am Ende wird die Waffe von der Waffenkammer eingezogen und selbst der Kamerad, der vergeblich die Pistole kaufen wollte, wehrt sich bis zuletzt gegenüber dem Waffenmeister:

„Das ist gemein“ schrie O’Brien zum Himmel auf. „Dazu hast du kein Recht! Das ist gemein!“ Und neben ihm stand Mast und sah den Film von seinem japanischen Major, dem er eines Tages ausgeliefert sein würde, erbarmungslos ablaufen.“

Dass diese Angst vor den Blankwaffen der Japaner nicht unbegründet ist, ergibt sich aus dem Studium des Kriegsverlaufs und dem Zeugnis von James Jones, der ja den gesamten US-Einsatz im Pazifik selbst miterlebt hatte. Die Japanischen Offiziere führten Säbel, die zum Teil mit Schwertklingen aus dem Familienerbe montiert waren und sie beherrschten häufig auch die Führung dieser Waffe im Nahkampf. Bei der Schlacht um Guadalcanal, der Wende im Krieg zugunsten der Amis, zeigte sich die Kampfbereitschaft des Gegners bis zum letzten Mann. Bei den Kämpfen um die kleineren Inseln Tulagi, Gavutu und Tanambogo benötigten die zahlenmäßig überlegenen US-Truppen lange Zeit und konnten nur unter großen Opfern die Japaner niederringen. Von diesen gerieten nur einige wenige in Gefangenschaft, der größte Teil fiel im Kampf. Apropos zu den „Säbeln“: Als

das 18. Japanische Infanterieregiment aufgerieben wurde, wurden 500 Japaner getötet, 15 hatten sich ergeben. Der Kommandant, Oberst Ichiki, wählte den Freitod durch Seppuku, von Unwissenden auch Harakiri genannt, wobei ein Sekundant dem Selbstmörder anschließend den Kopf abschlägt. Die Ausdauer der Japaner geht auch daraus hervor, dass noch 50 Jahre nach dem Ende des Krieges auf einer verlassenen Insel mehrere Japaner entdeckt wurden, die noch nichts vom Kriegsende erfahren hatten und gleich Robinson Crusoe durch Jahrzehnte dort die Stellung gehalten hatten. Nach Kapitulation Japans 1945 und dem damit verbundenen – für uns unvorstellbaren – Gesichtsverlust erwartete man ängstlich, dass Kaiser Hirohito trotz eines seit 1868 bestehenden Verbots den Freitod für Militärangehörige anordnen würde. Glücklicherweise tat er dies nicht und so nahmen sich nur einige hohe Militärs auf die traditionelle Art das Leben. Der Heeresminister, Premier und Hauptschuldige – auch an den unfassbaren Massenmorden an Zivilisten im vorhergegangenen Chinesisch-Japanischen Krieg war ein gewisser Tojo Hideki. Auf seine Anordnung hatten sich die Japaner für alle Zeiten einen Platz im Buch der größten Menschenrechtsverletzungen und Gräueltaten gesichert. (Shanghai 1932, Nanjing, u.s.w.) Als Schreibtischtäter hatte er zwar die Soldateska auf die alte Samurai-Tradition eingeschworen, schaffte es dann aber nicht einmal, sich mit einer Pistole zu verabschieden. Die Amis hatten den Hurensohn schließlich gehenkt, der Tenno selbst gab sich unwissend und blieb ungeschoren.

Doch weiter im Buch. Unser Romanheld erwartet sich also im Bedarfsfalle beim Nahkampf mit einem dieser schwertschwingenden Kerle sofortige und wirksame Hilfe von seiner Pistole. Wir wissen ja aus dem Kino, dass der böse Gegner nach einem Treffer mit einer großkalibrigen Waffe einige Schritte zurückgeschleudert wird und sofort mausetot umfällt oder zumindest kampfunfähig ist. Vielleicht entschlüpft ihm noch ein „Ahhh“ oder „Urgh“, wenn man den Comic-Heften Glauben schenkt. Wir übersehen dabei, dass die „Guten“ meist nicht sofort umfallen, sondern noch edle Abschiedsworte sprechen, im Falle der Großen Oper – diesfalls bei Tötung mit der Klinge – noch ganze Arien singen. Aus forensischen Untersuchungen wissen wir jedoch, dass man mit einer Pistole im Nahkampf gegen einen Gegner mit einer Blankwaffe, wenn dieser mit genug Adrenalin oder Rauschgift vollgepumpt und auf Angriff programmiert ist, wenig Chancen auf wirksame Abwehr hat. Zuerst verspürt der böse Angreifer bei Körpertreffern keinen Grund, seinen Angriff abzublasen und dass ihn der Impuls des Treffers „aus den Schuhen wirft“ – siehe Hollywood. Wenn er in der Folge tot umfällt, ist dies kein Trostpflaster für den eigenen Bauch- oder Herzstich.

Zurück zur Faustfeuerwaffe der westlichen Streitkräfte, der Pistole. Es handelt sich dabei um die halbautomatische Pistole Colt M1911 im Kaliber .45 ACP, die als „Colt Government“ in die Geschichte einging. Sie war vom Ersten Weltkrieg an über 70 Jahre lang die Dienstpistole der amerikanischen Armee, mit kleinen Verbesserungen und Varianten und auch als sportliche Matchwaffe (Colt Gold Cup) im Handel erhältlich. Zwar nicht die erste in einer Armee eingeführte automatische Pistole, da gab es schon vorher die in der Ö-Ungarischen Monarchie

eingeführte Roth-Steyr Muster (19)07, aber sicherlich die am Längsten in Verwendung befindliche. Diente sie doch in beiden Weltkriegen und den anschließenden Korea- und Vietnameinsätzen den Amis als klassische Militärpistole und ist in Einzelfällen noch heute in Verwendung. Das Kaliber .45 – also 11,5 mm, das vom alten Wild-Westrevolver Colt Single Action Army übernommen worden war, ist dabei gegenüber den heute üblichen 9mm-Patronen eine sehr beruhigende Ausgangsposition für den Schützen.

Es ist nur zu verständlich, dass sie für die US-amerikanischen Patrioten so etwas wie ein Gegenstück zu den Samuraischwertern ist und beinahe gleiche Verehrung genießt. Dabei muss man auch den John Moses Browning erwähnen, der in Utah/USA diese Waffe konstruierte und deren Browning-Verschlussystem die Basis für einen Großteil der Selbstladepistolen des 20. Jahrhunderts werden sollte. Der Staat Utah hat Browning zum Ehrenbürger ernannt und die Colt Government – unter Aufheulen der Waffengegner – als Staatssymbol mit dem Wappen gleichgestellt. Noch heute werden nach dem gleichen Baumuster auch von anderen Herstellern praktisch identische Pistolen der Bauart „1911“ und Spezialausführungen für Sport- und Combatschützen hergestellt. Sogar Sportpistolen im Kleinkaliber wurden als Trainingswaffen im gleichen Größen-Gewichtsverhältnis und mit gleichem Griffwinkel hergestellt, wie etwa die „High-Standard Military“, die offizielle Trainingspistole der US-Army nach 1945. Auch Erinnerungsmodelle, die an die ersten Kriegseinsätze der Amis bei Chateau-Thierry und Belleau Wood im Juni 1918, noch vor der Marne-Schlacht erinnern. An Siege erinnert man sich ja lieber als an Niederlagen. Etwas vorlaut erscheint mir dabei nur die Beschriftung der dazugehörigen Erinnerungsplaketten mit „The Great War for Civilization“. Aber offenbar war die Zivilisation in Europa durch den Wiener Kongress abrupt beendet worden, während die Amis die unzivilisierten Indianerstämme inklusive des benachbarten Mexikos (Texas!) befriedet, kultiviert und zivilisiert sowie die Sklaverei per Dekret abgeschafft hatten. Immerhin waren ja im I. Weltkrieg erstmals auch afroamerikanische Soldaten im Einsatz, allerdings noch in eigenen von den „Weißen“ getrennten Regimentern. Farbige mussten im Autobus und in den Schulklassen noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts auf den rückwärtigen Sitzen Platz nehmen und "erfreuten" sich eigener reservierter Parkbänke und Toiletten. Also „For Civilization“, meint zumindest der Graveur der Herstellerfirma.

Die „Government“ unterscheidet sich im Wesentlichen bis heute durch das größere Kaliber von den meisten Armeepistolen. Bereits die Briten hatten bei ihren Kolonialkriegen – wo sie wahrlich genug Erfahrung sammeln konnten – festgestellt, dass nur eine großkalibriger Waffe sichere Stoppwirkung gegenüber einem adrenalinschwangeren oder unter Drogen stehenden fanatisierten Angreifer bietet, bevor dieser noch mit der Machete zuschlagen kann. Sie führten damals den Enfield Armeerevolver Mk II im Kaliber .476 ein. Die gleichen Erfahrungen hört und liest man heute aus dem Polizeidienst, wo immer mehr zu Exzessen neigende und/oder drogengetunte Randalierer mit der gängigen 9mm-Munition erst mit Kugeln gespickt werden müssen, bevor sie ihren bewaffneten

Angriff einstellen. Ein einziger Körpertreffer aus einer .45 wäre dabei sehr wahrscheinlich zielführender.

Natürlich war die „Government“ für zivilen und Polizeieinsatz nicht so gut geeignet, wie die später entwickelten Waffen mit Spannabzug und Sicherheitsblock, die man unbesorgt in durchgeladenem und entsicherten Zustand tragen kann. Die Pistole P11 wurde dagegen im Ernstfall „cocked and locked“ getragen. Man führte sie dabei in gespanntem Zustand und vertraute auf die Sicherheit der „Sicherheit“, ergänzt durch die Griffsicherung.



„Die Pistole“: die Colt Government, auch als Pi 11 bezeichnet im Kaliber .45 ACP; Hersteller Colt und andere

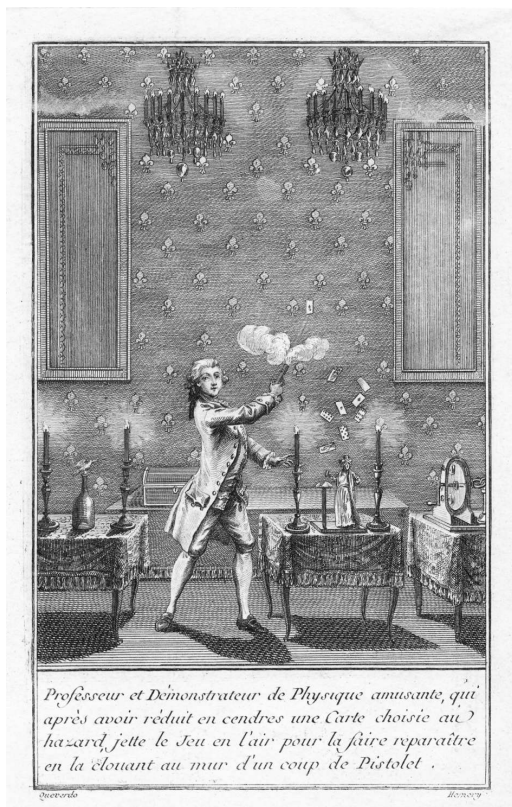
MAGIER, SCHWINDLER, KUNSTSCHÜTZEN.

Dieses Kapitel sei dem Andenken an Wilhelm Tell gewidmet, den es in der uns überlieferten Form nie gegeben hat und der trotzdem eine ganze Nation bis heute zusammenkittet. Dies zeigt auf, wie nahe Dichtung und Wahrheit beisammen liegen und relativiert den Wert der Wahrheit, den wir ihr zuordnen.

DIE MAGIER.

In alten Zeiten, als es noch kaum politisch korrekte Mitmenschen gab, war im Varieté der Schuss auf eine menschliche Zielscheibe ein häufig anzutreffendes Zauberkunststück. Bei der künstlerischen Magie weiß man ja, dass es sich eben um ein Kunststück handelt. Der Magier will ja dem Zuseher nicht den Glauben an Zauberei einreden, er lässt uns nur mit dem Rätsel allein, wie das Kunststück bewerkstelligt wurde. Ich bin kein Freund von Erklärungen magischer Stücke, da sie damit irgendwie ihren Zauber und ihre Unschuld verlieren. Da wir hier aber unter Sportschützen sozusagen „entre nous“ sind, seien mir einige Erläuterungen gestattet.

Häufig war ein Pistolenschuss Teil von Kartenkunststücken, wo es weniger um die Treffsicherheit als um den Zauber ging, etwa die richtige vorgewählte und



dem Magier unbekannte Karte aus einem hochgeworfenen Stapel Karten „heraus zu schießen“. Die übliche Vorführung im Zusammenhang mit „Zauberschüssen“ bestand ja darin, einen Schuss auf eine Person mit scheinbar geladener Waffe abzugeben, wobei sich die Zielperson als „unverwundbar“ herausstellt. Ein Lösungsansatz findet sich ja bereits bei Karl May mit seinem Trick, sich als unverwundbar hinzustellen. Karl May verwendete dabei – zumindest im Roman – eine spezielle Legierung für die selbst gegossenen Geschosse, die sich bereits durch leichten Fingerdruck zerbröseln lassen und daher kurz nach Verlassen des Laufs zerstäuben. Oder zumindest sollen. Bereits 1793 wird im „Unterricht in der natürlichen Magie“ des Joh. Chr. Wiegleb eine Legierung aus Zinn oder Blei mit Quecksilber beschrieben. Es gab damals ja noch keine Europäische

Union und Quecksilber war daher einfach über die Gilde der Barometermacher erhältlich. Andere Methoden verwendeten Seife, die in Graphitstaub gewälzt

wurde oder reines Quecksilber in Gelatinehüllen, die eine Bleikugel simulierten. Wie auch immer, wenn ich an die Rasanz moderner Laborierungen denke, möchte ich aber nicht einmal mit Seifenstückchen beschossen werden.

Ähnliches ist hier in meiner Nacherzählung FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO „FRAGMENT ÜBER DAS DUELL“ nachzulesen. Wenig überraschend spielten sich jedoch auch einige Dramen ab. Die nachfolgenden Geschichten finden wir bei Werner Waldmann in seinem informativen Zauberbuch „Zauberkunst.“ Der Wahrheitsgehalt dieser Geschichten in detail sollte jedoch mit etwas Augenzwinkern angenommen werden.

1631 produzierte sich ein gewisser Coullew von Lorraine auf Marktplätzen mit seinem „Kugelfang“. Während er Pistolenkugeln mit der bloßen Hand auffing, war dabei das größere Risiko die Heilige Inquisition. Nur allzu leicht konnte man mit solchen Kunststücken als Hexer auf dem Scheiterhaufen landen. Kurioserweise fand Lorraine jedoch ein ganz anderes Ende, als ihn sein Diener mit einer Pistole erschlug!

Der Franzose Jean Eugène Robert-Houdin (1805-1871) gilt als Vater der modernen Magie und wurde auch durch „zauberhafte“ Automaten berühmt. Unter anderem hatte er 1844 in Paris einen schreibenden Automaten vorgestellt. Sein Zauberstudio wurde später vom Filmpionier Georges Méliés als Atelier genutzt. Der zauberhafte Film „Hugo“, der sich im Rahmen einer fiktiven Geschichte mit dem Leben von Méliés befasst, bezieht sich in den Anspielungen auf mechanische Automaten und Wunderwerke – unbewusst? – auch auf das Wirken von Robert-Houdin. Ein ähnliches Kunststück Houdins, vergleichbar mit Karl Mays Demonstration der Unverwundbarkeit, wurde zu einem Ereignis, das ein Wenig in die Geschichtsschreibung eingriff. Ich bin überzeugt, dass May davon später aus zeitgenössischen Berichten erfuhr und das Kunststück zumindest im Roman übernommen hatte. Es geht in dieser Geschichte um Algerien. Nachdem das Land 1848 von den Franzosen als "Siedlungskolonie" dem Mutterland gleichgestellt worden war, setzten nur noch die Kabylen, unterstützt von mohammedanischen heiligen Männern (Marabouts) Widerstand entgegen. Diese Prediger versuchten mit Zauberkunststücken wie dem "Feuerschlucken" das Volk von ihrer Macht und Unverwundbarkeit zu überzeugen. Der französische Gouverneur von Algerien wollte dem etwas entgegensetzen und engagierte den damals bereits weltberühmten Magier Robert-Houdin - nicht zu verwechseln mit dem in Österreich-Ungarn geborenen Entfesselungskünstler Harry Houdini.

Jean Eugène Robert-Houdin zog nun einige Wochen durch Algeriens Oasenstädte um neben den üblichen Zauberkunststücken als letzten Trumpf seine Unverwundbarkeit gegenüber Gewehrkugeln auszuspielen; wahrscheinlich nach ähnlichem Schema, wie bei Karl May beschrieben. Nach Ansicht von Beobachtern hatte dies die Macht der "Heiligen Männer" gebrochen und zur endgültigen Kolonisation des letzten Teilgebiets Algeriens beigetragen. Houdin hat zahlreiche Schriften sowie seine Memoiren hinterlassen.

Eine Geschichte mit tragischem Ausgang behandelt auch Edmond de Grisy, einen der Lehrmeister Houdins. Grisy soll zusammen mit seinem Sohn mit einem Kugelfangtrick nach Art des Wilhelm Tell aufgetreten sein. Er verwendete dabei präparierte Geschosse, die er sorgfältig in einem verschlossenen Behälter aufbewahrte. Dabei muss eine Verwechslung passiert sein oder ein absichtlicher Tausch stattgefunden haben, denn ein Zuseher – der zufälligerweise auch ein guter Pistolenschütze war – traf den Knaben tödlich in die Stirn. Robert-Houdin berichtet leider nicht weiter über den Ausgang der nachfolgenden Untersuchungen.

Ebenfalls ungeklärt blieb nach Werner Waldmann ein Unfall am 10. November 1820 auf Schloss Schwartzberg-Sondershausen. (Anm.: in Thüringen) Der polnische Magier de Linsky trat hier vor adeligen Zusehern auf. Sechs Männer aus der prinzlichen Leibgarde sollten auf die Gattin des Künstlers anlegen und auf Kommando schießen. Die junge Frau stürzte auch im richtigen Moment zu Boden, war aber von einem Geschöß getroffen und starb zwei Tage später. Absichtlich oder unabsichtlich war eine unpräparierte Ladung im Spiel. Einen solchen Trick mit gleich sechs „unbeteiligten“ Schützen auszuführen, erfordert schon eine gewisse Naivität. Überdies habe ich keine anderen Dokumente über diesen Unfall aufgefunden und auch Schwartzberg-Sonderhausen ist ein Märchenschloss irgendwo in den Wolken.

Eine andere Technik wurde hingegen tatsächlich einem Dr. Epstein 1869 im Cirque d’Hiver in Paris zum Verhängnis. Er benützte einen Zauberstab als Ladestock. Dieser hatte ein hohles Endstück und sollte beim Herausziehen aus dem Lauf die Kugel mit entfernen. Obwohl bei einer Vorführung das Endstück des Ladestocks abbrach und dieses im Lauf verblieb, wagte Epstein keinen Abbruch des Tricks. Er verließ sich darauf, dass der ausgewählte Zuseher beim Abfeuern nicht genau zielen würde. Das war eine Fehleinschätzung und Epstein wurde vom Rest des Ladestocks tödlich getroffen.

Besser erging es Ted Annemann (1907-1942), der unter dem Künstlernamen Theodore John Squires in den USA auftrat. Er führte seinen Trick – der gar keiner war – nicht im Theater sondern auf Schießplätzen vor. Dabei vertraute er auf Polizeibeamte und Sportschützen, mit denen er sich vor der Vorstellung absprach und die eben knapp vorbei schießen sollten. Offenbar ging das immer gut, man muss dem „Künstler“ dabei gute Nerven bescheinigen, aber mit Zauberkunst hatte das wieder nichts zu tun.

Einen letzten diesbezüglichen Bericht in der „Zauberkunst“ gibt es aus den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts von einem Hans Cewe, geboren 1928 in einer 1784 gegründeten deutschen Kolonie in Galizien. Er trat in Deutschland als Hans Moretti auf. Eine seiner spektakulärsten Darbietungen bestand darin, scharfe Schüsse und „Schreckschüsse“ vorherzusehen. Er mischte dazu scharfe Patronen und Platzpatronen in einem Behälter und ließ Zuseher ohne sein Zutun daraus zufällig die Munition auswählen und damit zwei Revolver laden. Die Zu-

seher schossen in der Folge auf Metallplatten, hinter denen Glasteller aufgestellt waren. Moretti konnte vor jedem Schuss vorhersagen, ob es eine Platzpatrone oder ein scharfer Schuss sei. In letzterem Falle wurde die jeweilige Metallplatte durchschlagen und der dahinter aufgestellte Glasteller zerschossen. Zwischendurch durften die Zuschauer auch auf den Künstler schießen, es waren jeweils Platzpatronen, während die letzten Schüsse wieder die Metallplatten durchlöcherten. Selbstverständlich ein Zauberkunststück, dessen mögliche Lösung ich aber hier nicht verraten möchte.

DIE SCHWINDLER.

Das Kennzeichen zeitgenössischer Zauberkünstler ist, dass sie nicht vorgeben, Wunder zu vollbringen sondern dem Publikum ein scheinbar unmögliches Kunststück vorführen und dabei die Lösung dem „verzauberten“ Personenkreis überlassen. Es gibt Grenzfälle, wenn man beispielsweise gewisse „Löffelverbieger“ betrachtet, die einem - zugegeben naiven - Publikum den Glauben an Wunder zumuten und es gibt natürlich auch einfache Menschen, die selbst bei einem deklarierten Zaubertrick an Unmögliches glauben. Auch im Bereich der religiösen Erscheinungen finden sich zahlreiche Beispiele zur Förderung des lokalen Tourismus, aber das ist wieder ein anderes Thema, das nicht hierher gehört. Aber zurück zu den „Schwindlern“. Damit bezeichne ich jene Kunstschützen, die theoretisch Mögliches als Schießkunst ausgeben. Dazu einige Beispiele, deren Beschreibung wir dem wunderbaren Werk von Jaroslav Lugs: „Das Buch vom Schießen“ verdanken.

Da wäre einmal der Schuss auf ein Pendel: der Kunstschütze zielt und trifft auf die Schnur eines schwingenden Pendels, das an einer Metallplatte befestigt ist; das Pendel fällt zu Boden, ein Rest der durchschossenen Schnur verbleibt als Beweis an der Zielscheibe hängen. Ähnlich einfach ist das Auslöschen von brennenden Kerzen mit gezielten Schüssen. Ein Schuss durch eine Kerzenflamme löscht diese nicht aus, es sei denn man trafe den Docht, am Besten mit einem Stück der Kerze an der Basis der Flamme. Aber noch einfacher geht's mit einem Assistenten, der hinter der Deckung mit einem Blaströhr die Flammen zeitgerecht ausbläst oder einer mechanischen Vorrichtung, die das bewerkstelligt.

Ein Grenzfall ist das Schießen auf hochgeworfene Glaskugeln - mit Pistole oder Gewehr. Man benutzte dazu einfach Schrotpatronen mit sehr kleinen Schrot. Um die Sache aber zu verschleiern, kamen manchmal Schrotpatronen zum Einsatz, die ein vorgetäushtes Geschöß aufwiesen, das aus Pappe oder einem ähnlichen Material bestand. Statt feinstem Schrot soll auch grobes Salz geeignet sein. Der oben erwähnte Lugs berichtet, dass „Eley Bros. London“ eigene Kunstschützenpatronen hergestellt hatte, *„die nur eine geringe Pulverladung enthielten, der Raum zwischen Geschöß und Pulver war mit 14 Pfropfen aus Stroh-pappe gefüllt. Beim Abfeuern flogen sie vor der Laufmündung auseinander und besaßen genügend Energie, um die hohlen Glaskugeln zu zertrümmern, selbst wenn das Geschöß vorbeiflog, was ja wohl meistens der Fall war.“* (Ende Zitat) Ein damit verwandtes Kunststück ist der

Schuss auf eine hochgeworfene Münze. Es soll Schützen geben oder gegeben haben, die dies wirklich bewerkstelligen konnten; die Diskussionen darüber werden sehr heftig geführt. In der Schwindlerversion geht das allerdings viel einfacher mit den oben erwähnten Schrotpatronen. Der Assistent des Schützen muss nur darauf achten, die Münze so zu werfen, dass die Breitseite in der Schusslinie liegt: Schrotkugeln trifft Münze – sichtbar ein Treffer – der Assistent holt die Münze und zeigt eine andere her, die mit einem Kugeltreffer wirklich durchlöchert ist. Eines ist gewiss: wenn die vorgezeigte Münze einen glatten Durchschuss aufweist, liegt höchstwahrscheinlich ein Schwindel vor. Entsprechend dem physikalischen Gesetz der Massenträgheit wird eine leichtere Münze von einem schwereren Geschoss verformt und aus der Bahn geschleudert, nicht jedoch durchlöchert.

Zweifel könnten sich auch beim Bericht des k.u.k. Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este über seine Indien-Reise einschleichen. Am 25. Jänner 1893 spielte sich in Haiderabad nachstehende Episode ab, die Franz Ferdinand selbst in seinem Tagebuch der Reise festgehalten hat, und vorausgeschickt, ich halte die Geschichte für absolut wahr und authentisch.



Franz Ferdinand von Österreich-Este in Indien

„Der Nisam, dem es Freude machte, uns überall hin zu begleiten, war auch auf die Citadelle mit uns heraufgestiegen und proponierte mir plötzlich ein Rifle match auf geworfene Flaschen und Thonkugeln, wobei mit der Kugel geschossen werden sollte. Ich entschloss mich nur sehr schwer, auf diese Aufforderung einzugehen, da der Nisam als bester Schütze in Indien bekannt ist und ganz besonders als Kugelschütze

außerordentlichen Ruf genießt. Nur nach langem Zureden seitens der Herren meiner Suite beschloss ich endlich, den Gang zu wagen.

Zuerst wurden auf 30 Schritte mehrere Flaschen aufgestellt und auf deren Hälse Thonkugeln von der Größe eines kleinen Apfels gelegt. Der Schütze sollte nun die Thonkugeln treffen, ohne die Flasche zu berühren. Der Nisam schoss als erster und fehlte vier Tonkugeln; ich folgte ihm, traf aber von vier Kugeln drei, worauf das Gefolge des Nisams und er selbst in laute Beifallsbezeugungen ausbrachen. Neben den für das Match bestimmten Flaschen und Kugeln standen deren noch 16; kühn geworden, unternahm ich das Wagnis, auf alle 16 Kugeln hintereinander zu schießen und es gelang mir 15 derselben zu treffen, wobei der Nisam mit dem höchsten Erstaunen zusah. Sodann schossen wir auf in die Luft geworfene Flaschen und erzielten gleiche Resultate, indem jeder von uns vier Schüsse abgab und mit jedem derselben eine der Flaschen traf. Ähnlich erging es uns bei geworfenen Thonkugeln.

Hieran reihte sich das schwierigste Experiment, nämlich das Schießen auf geworfene Rupien, welche etwa dieselbe Größe haben wie unsere Silbergulden. Acht Schüsse waren dem Schützen erlaubt. Der Nisam traf einmal, ich aber hatte das besondere Glück, drei Rupien zu durchschießen (Anmerkung siehe unten), obgleich ich bisher nie Gelegenheit und Veranlassung gehabt hatte, mich auf derartige Kunststücke einzuüben, so dass es ein sportliches Wagnis war, mich auf so kleine fliegende Ziele zu versuchen. Der Nisam machte in lebenswürdiger Weise gute Miene zu dem bösen Spiele, in welchem er zum erstenmale unterlegen war, und schlug vor, den Heimweg anzutreten. Ich gestehe, dass ich in meinem Innern stolz wie ein Löwe war.“
(Ende des Zitates).

An einer Stelle hatte sich Franz Ferdinand unklar ausgedrückt; die Münzen waren nicht durchgeschossen, sondern stark eingedellt. Zwei davon sind in der Sammlung der Familie auf Schloss Artstetten ausgestellt. Also Kugel und nicht Schrot. Auf dieser Indienreise wird FF von Engländern und Indern als außerordentlich lebenswürdige Persönlichkeit beschrieben. Befremden herrschte nur darüber, dass er Tiger nicht mit Lanze und Speer bejagte und auch Wildschweine mit der Büchse erlegte. Füchse sowieso, die für ihn einfach Schädlinge ohne sportliche Herausforderung waren. Das spricht aber nicht unbedingt gegen ihn sondern kennzeichnet eher die andersartige Jagdlust der Briten. Aber dass Franz Ferdinand nicht nur ein ausgezeichnete Schütze sondern auch ein verblendeter Jäger war, der alles abknallte was ihm vor den Lauf kam, ist ein anderes Kapitel der Geschichte. Sein letzter Abschuss soll eine streunende Katze gewesen sein, die er am 20. Juni 1914 auf Schloss Chlumetz vom Wagen aus mit dem mitgeführten Revolver erlegte. Unmittelbar vor der Abreise nach Sarajewo. Aber man muss die



Tierliebe auch mit den Augen der Zeitgenossen sehen: bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich, Wettkämpfe mit der Flinte auf lebende Tiere auszutragen. Bei einem Match mussten dann schon einmal an die Hundert Starlinge und Tauben dran glauben.

DIE KUNSTSCHÜTZEN

Wenden wir uns nunmehr den „echten“ Kunstschützen zu. Auch hier ist wieder eine Abgrenzung zu den „Legenden“ erforderlich. Ich meine damit etwa die „Gun-men“ des Wilden Westens, wie „Wild Bill“ Hickock, Billy „The Kid“ und ähnliche Kaliber. Diese waren sicherlich auch gute Schützen, hatten eine Menge Menschen „umgelegt“, aber ihre Schießkunst entzieht sich der historischen Forschung. Häufig erschossen sie ihre Gegner auch von hinten, gerne auch mit der Schrotflinte. Ihre Schießkünste wurden von Groschenromanen verklärt, es finden sich aber sehr wenige nachvollziehbare Beweise besonderer Treffsicherheit. Auch den Wilhelm Tell möchte ich hier ausklammern, die Geschichte liegt schon zu lange zurück und ist sehr umstritten. Meine Schweizer Freunde werden mir das verzeihen. Aber immerhin ist der „Apfelschuss“ seitdem in seinen verschiedenen Abwandlungen das Standardrepertoire von Kunstschützen.

Bemerkenswert ist dagegen die story von William Frederick Cody (1846 - 1917), der „Buffalo Bill“ genannt wurde. Auch von ihm selbst dürfen wir uns keine überragenden Schießkünste erwarten, auch wenn er sich in seiner Zeit als Büffeljäger als ausgezeichneter Schütze erwiesen hatte. Interessant wurde es später, als Cody eine Wild-West-Show schuf und sich damit selbständig machte. Bereits 1887 gastierte er in London zur Feier des „Golden Jubilee“ der Queen Victoria, lange bevor es so etwas Ähnliches wie Wildwest-Filme gab. 1889 trat „Buffalo Bill's Wild West“ –wie sich die Truppe jetzt nannte - als „Congress of the Rough Riders of the World“ bei der Pariser Weltausstellung auf und anschließend „bespielte“ Cody mit seinen Indianern in einer ersten Europa-Tournee Neapel, Rom, Mailand, München (Theresienwiese) und Dresden. Man muss hier erwähnen, dass die letzte Indianerschlacht beim „Little Big Horn“ (General Custer) erst 13 Jahre zurück lag. Man zeigte also dem Publikum „Zeitgeschichte“. Das Besondere an seiner Show war jedoch, dass diese erstmals und nicht nur in den USA sondern auch in Europa das Bild des Cowboys, Indianers, ja des „wahren Westens“ nicht abgebildet sondern geformt hatte. So wie die Darsteller bei Cody gekleidet waren, so traten nunmehr die echten Cowboys auf, zu einer Zeit, als es diesen „Wilden Westen“ ja noch gab und auch das Bild der meist bösen Indianer aus Cody's Schau hielt sich weltweit bis weit ins 20. Jahrhundert. Ja, es soll sogar der Beginn der Darbietungen, wobei ein Reiter mit der amerikanischen Flagge eintritt, stets mit einer wenig bekannten Marine-Hymne eingeleitet worden sein, die Cody so sehr liebte. Genau diese Hymne wurde später als US-Nationalhymne vom Congress angenommen. Ein gewisses Lob muss an dieser Stelle „unserem“ Karl May gezollt werden, der aus der Ferne das Bild des Indianers objektiver darstellte und besser zwischen guten

und bösen Rothäuten unterschied. Karl May bestritt auch heftig, jemals die Buffalo Bill Show gesehen zu haben, was aber nicht stimmen dürfte. Zweifel kommen auf, wenn man seine Fotografie in „Western-style“ mit der Buffalo Bill's vergleicht. Man vermeint beinahe, Zwillinge vor sich zu haben.



Buffalo Bill und



Karl May als „Old Shatterhand“

Einzig die rassigen Lederstiefel sind heute "out", es sei denn, man besucht eine einschlägige Kurtisane mit dem Fachgebiet "Domina".

Es erscheint aus heutiger Sicht auch unglaublich, dass Buffalo Bill den Indianerhäuptling „Sitting Bull“ (Tatanka Iyotanka, 1831 - 1890) eine zeitlang in seiner Show auftreten ließ, der damals immerhin so etwas wie Staatsfeind Nummer Eins war. Sitting Bull wurde einige Zeit nach dem Gastspiel 1890 - und kurz nachdem über 350 Männern, Frauen und Kindern bei Wounded Knee/South Dakota von US-Truppen ermordet worden waren - gleichfalls ohne besonderes Verfahren exekutiert. Buffalo Bills Wild-West-Show war eben in Dresden aufgetreten und hatte ein Winterquartier in Straßburg bezogen. Man stelle sich dabei den Auftritt von Osama Bin Laden bei einer US Talkshow kurz vor seiner Exekution vor. Einige der überlebenden Indianer wurden von Cody in seine Show „übernommen“ und dadurch vor langjähriger Haft bewahrt. Die erste Europa-Tournee wurde dann über Deutschland und England fortgesetzt, man trat beinahe täglich an einem anderen Ort auf. Erst nach vier Reisejahren kehrte die Truppe in die USA zurück. „Buffalo Bill“ Cody soll damals der meist photographierte Mann der Welt gewesen sein. 1902 startete eine dritte und letzte

Europatournee, in deren Verlauf auch Wien besucht wurde. Die Show hatte eine derartige logistische Perfektion erreicht, dass der Auf- und Abbau der gesamten Anlage, Schaubuden, Zelte in einem einzigen Tag bewerkstelligt wurde. Dadurch war es möglich, jeden Tag an einem anderen Ort aufzutreten. Cody perfektionierte dies durch intensive Verwendung der Eisenbahn und sogar der deutsche Kaiser Wilhelm II soll seine Militärexperten aufgefordert haben, die „Nachschubtechnik“ der Show zu studieren. 1906 zog sich Cody endgültig in die USA zurück, nachdem er ein letztes Mal in Wien neben der Rotunde Station gemacht hatte. Historiker meinen, dass dies die größte „Show“ war, inklusive aller Zirkus- Rock- und Pop-Veranstaltungen, die je in Wien stattgefunden hatte: die Arena war für 12.000 Zuschauer ausgelegt, 800 Mitwirkende reisten mit 500 Pferden in drei Güterzügen (nicht Waggonen) an. Das Programmheft umfasste 80 Seiten. Immerhin blieb Buffalo Bill vom 26. Mai bis 16. Juni 1906 in Wien und durch den Besuch höchster Kreise wurde die Wild-West-Show auch ein gesellschaftliches Ereignis. Wie überall bildeten sich auch hier bleibende Legenden und von der Begegnung mit Buffalo Bill erzählte man noch Jahrzehnte später den Enkelkindern. Die Show ging dann in den USA noch einige Zeit weiter und auch Filme mit Cody als Hauptdarsteller wurden gedreht, hatten aber gegenüber der aufkommenden Hollywood-Filmindustrie keine Chance. Der Live-Eindruck der Wild-West-Show konnte aber lange Zeit hindurch nicht vom Film erreicht werden.

Mit Buffalo Bill reiste Annie Oakley (1860 – 1926) durch die Welt. Geboren als Phoebe Ann Mosey, lebte sie vorerst auf einer Farm und war ab dem neunten Lebensjahr bereits damit beschäftigt, Kaninchen und anderes Getier für den Kochtopf zu jagen. Bald erlangte sie lokale Berühmtheit und lernte bei einem Wettbewerb den Kunstschützen Frank Butler (1850 – 1926) kennen, den sie zwar besiegte, sich aber gleichzeitig in ihn verliebte und mit sechzehn Jahren heiratete. Gemeinsam mit ihrem Mann trat sie etwa siebzehn Jahre lang in Buffalo Bill's Wild-West-Show auf, wobei sie hochgeworfene Holzwürfel aus 30 Schritt Entfernung traf und ihrem Mann in einer Variante des Tell-Schusses eine brennende Zigarette aus dem Mund schoss. Das funktioniert jetzt wirklich nur mit der Kugel! Für das gleiche Kunststück soll sich sogar Kaiser Wilhelm II zur Verfügung gestellt haben.

In der Zeit nach Buffalo Bill, zwischen den beiden Weltkriegen, fanden sich vor allem in den USA zahlreiche Kunstschützen, die vor Publikum wirklich unglaubliche Leistungen vollbrachten. Meist waren sie von Waffenherstellern und Munitionsfabriken gefördert, da ja allein die zum Training erforderliche Munition entweder zu Lasten des Geldbeutels oder der Freizeit (Wiederladen) geht. Wir sprechen hier von Munitionsbedarf über 100.000 Schuss („rounds“, wie der Amerikaner sagt) im Jahr. Nehmen wir als einen der interessantesten Vertreter dieser Zunft Adolph Topperwein, (1869 – 1962). Er war der Sohn eines nach Texas ausgewanderten bayrischen Büchsenmachers. In seiner Sturm- und Drangzeit trat er als Kunstschütze in einem Wanderzirkus auf. Ab 1901 herum konnte man ihn gemeinsam mit seiner Gattin „Plinky“ im Rahmen einer eigenen

Show bewundern. Die Topperweins standen dabei im Sold der Winchester-Arms Gesellschaft, die sich eine kräftige Verkaufsförderung ihrer Produkte erwartete. Dementsprechend lag der Schwerpunkt der beiden bei Kunststücken mit dem Gewehr, aber auch ergänzt durch Darbietungen mit Pistole und Revolver. Hervorzuheben ist die Fertigkeit von Ad und Plinky beim Schießen auf hochgeworfene Gegenstände mit dem Kleinkalibergewehr. Einen unglaublichen Rekord stellte Ad. Topperwein dabei 1907 auf. Er schoss im Verlauf von zehn Tagen auf hochgeworfene Holzwürfel im Format $2\frac{1}{4}$ mal $2\frac{1}{4}$ Zoll, also etwa knapp 6 mal 6 Zentimetern. Bei 72.000 abgegebenen Schüssen soll er insgesamt nur neunmal verfehlt haben! Es wird berichtet, dass "Topp" zwischen den Schießtagen in der Nacht von Alpträumen heimgesucht wurde und offenbar hat bis heute niemand versucht, diesen Rekord zu wiederholen. Seine Gattin „Plinky“ war aber auch nicht faul und stellte einen Rekord im Tontaubenschießen (Trap) auf, wobei sie in einem Durchgang mit der Flinte von 2000 möglichen Treffern 1952 erzielte. Sie verwendete dabei eine Mehrladerflinte mit Zugstange, heute auch dem Laien als „mörderische Pumpgun“ bekannt und unverständlicherweise per Waffengesetz (in Österreich) „geächtet“.

Einer der besten Revolverschützen war Ed McGivern, (1874 - 1957). Ed war ein kleiner rundlicher Herr mit kleinen Händen. Er wich diametral von dem Erscheinungsbild ab, das uns Hollywood von „Revolverhelden“ überliefert. Wenn man ihn in Nahaufnahmen im Film sieht - es gibt einige gute Lehrfilme aus dieser Zeit - so wundert man sich über die unauffällige, beiläufige und unspektakuläre Art, mit der dieser unscheinbare kleine Mann blitzschnell schießt und trifft. Besonders hervorzuheben ist seine Schnelligkeit bei Schussfolgen mit den damals schon bevorzugten Double-Action-Revolvern, die angeblich dem Serienzustand entsprachen, wahrscheinlich aber mit poliertem Schlossgang ein wenig getunt waren. McGivern traf damit eine hochgeworfene Blechdose sechsmal, bevor sie zu Boden fiel. Auf kurze Entfernungen - circa 5 Meter - gelang es ihm, fünf Schuss in 9/20 sec abzugeben - für schlechte Kopfrechner: ein Alzerl unter einer halbe Sekunde. Solche Schnellschusserien zählten jedoch nur, wenn das Trefferbild auf einer Spielkarte beisammen lagen. Wer jemals einen Revolverabzug betätigt hat, wird bestätigen, dass man sich diese rasche Schussfolge kaum vorstellen kann und auch der Mechanik des Schlossgangs und Trommeltransports auf Dauer dies kaum zutrauen würde. McGivern gab jedoch mit jedem seiner Revolver Zig-Tausende von Schüssen ohne Störungen ab. Er bevorzugte übrigens Smith & Wesson wegen der degressiven Abzugscharakteristik gegenüber anderen, etwa Colt. Angeblich stand er jedoch in keinem Vertragsverhältnis mit einem Waffenhersteller. Auch hochgeworfene Münzen traf Ed mit dem Revolver, sicher mit der Kugel, denn er verwendete bei seinen Vorführungen selbst gefertigte münzgroße Bleischeiben, auf denen die Treffer eindeutig ersichtlich waren. Auf einem Bild, das ich aus einer Filmaufnahmen kopiert habe, sehen wir fünf Treffer auf fünf gleichzeitig hochgeworfene Tontauben. McGivern gab seine Kenntnisse auch als Instruktor im Revolverschießen in Schützenvereinen und als Buchautor weiter.

Ähnlich wie bei Buffalo Bill und dem Blick auf den „Westen“ verdanken wir einem Mann die Erscheinungsform des „Cowboy-Action Fast Draw“, wie er in unzähligen Filmen vorgeführt aber so niemals in alten Zeiten stattgefunden hat. Der Amerikaner Dee Woolem arbeitete ursprünglich in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts als Stuntman für eine Western Show in Kalifornien, begann aber bald, mit dem Single-Action-Revolver eine eigene Schnellziehtechnik zu entwickeln. Er schuf dazu auch eine eigene Ausrüstung, wobei er vom bisher tief hängenden Holster zu einer höheren Trageweise kam, um auf diese Weise beim Ziehen Zeit zu sparen. Sein eigener Schnellziehreford erscheint beinahe unglaublich, wenn man bedenkt, dass in dieser Zeit mit dem Abzugsfinger ein Startknopf gedrückt wird und nach dem Ziehen der Waffe der Schussknall der Platzpatrone die Stoppuhr aufhält. Dee schaffte es in 12/100 Sekunden, also etwas mehr als ein Zehntel einer Sekunde. Daran gibt es wegen der mitlaufenden Uhr jetzt wirklich nichts zu rütteln. Auch mehrfache Schüsse wurden schnell abgegeben. Dee legte sich einen Silberdollar auf den Handrücken: beim Ziehen der Waffe gab er drei Schüsse ab, bevor die Münze auf den Boden gefallen war. Dabei wurde beim ersten Schuss der Hammer der Waffe wie üblich mit dem Daumen gespannt, beim zweiten und dritten Schuss wurde mit der Linken derart gefächert, dass in einer einzigen Bewegung der zweite Schuss mit dem Daumen und der dritte Schuss mit dem ausgestreckten kleinen Finger abgegeben wurde. Dazu musste er etwa vier Stunden pro Tag trainieren. Dee Woolem trat als „Daisy Kid“ für die amerikanische „Daisy Gun Company“ auf und unterrichtete als technischer Berater für Westernfilme zahlreiche Filmstars in der Technik des Schnellziehens. Er beendete 1970 seine Karriere.

Neben den Kunstschützen gab und gibt es dann noch die Trainer für das in der Polizeipraxis erforderliche Schießtraining, wie etwa Elmer Keith, Col. Charles Askins oder Jeff Cooper. Einige davon haben eine unglaubliche Fertigkeit mit „normaler“ militärisch-polizeilicher Ausrüstung erreicht und ich möchte als Beispiel den Amerikaner Bill Jordan nennen. Er hatte an die 30 Jahre Erfahrung als Texas Ranger und in der US - Border Patrol an der mexikanischen Grenze, zu einer Zeit, als Feuergefechte mit Schmugglern an der Tagesordnung waren. Als er sich als Schießtrainer zurückzog, versuchte er die praktische Anwendung von Dienstwaffen – hauptsächlich dem Revolver – an Polizei- Geheimdienstbeamte und andere Officials weiterzugeben. Der Titel seines Lehrbuchs „No second place winner“ drückt diese Zielsetzung aus. Ohne Kunstschützentricks, mit normalen Dienstholstern, die auch ein Laufen, Reiten erlauben, ohne dass man gleich die Waffe verliert, erreichte Bill Resultate, die bereits an Kunstschützen erinnern. Mit dem Dienstholster etwa Reaktionszeit plus Ziehen, Schießen und Treffen (10 Fuß Entfernung) in 27/100 Sekunden. Er empfahl dabei, zu Gunsten der Geschwindigkeit den damals üblichen „gunmans crouch“, also das Ducken mit Kniebeuge unbedingt zu vermeiden, um aufrecht stehend den ersten Schuss abzugeben. Seine Demonstrationen führte er auch in geschlossenen Räumen vor und verwendete dabei Wachs-Geschoße. Einige Kunststücke konnte auch er sich nicht verkneifen, etwa aus der Schusshand einen PingPong-Ball fallen zu lassen

und die Waffe zu ziehen wobei der Ball bereits in das leere Holster fällt. Trotzdem vertrat er ebenso wie McGivern die Richtlinie, dass Genauigkeit vor Geschwindigkeit geht. Ein blitzschneller Schuss ins Leere zählt nicht. Mit Bill Jordan verlassen wir nun das Gebiet der Magier und Kunstschützen und sind bei der gebrauchsmäßigen Waffenanwendung angelangt. Das ist aber wieder eine andere Geschichte.

Werner Waldmann „Zauberkunst...“, 4. Auflage München: Hugendubel 1996.

Jaroslav Lugs: „Das Buch vom Schießen“, 1968, Artia/ Praha

Gordon Brook-Shepherd : „Franz Ferdinand von Österreich“.

Friedrich Weissensteiner: „Franz Ferdinand. Der verhinderte Herrscher.“

Hans Jachim: Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Versuch einer Würdigung

Dietmar Grieser: „Weltreise durch Wien“ (hier: „Buffalo Bill in Wien“)

E.McGivern: „Fast and Fancy Revolver Shooting“ (Springfield Mass., 1938)

Bill Jordan: „No second place winner“. 1965, Los Angeles

EINIGE DIVERTIMENTI.

Nun sind wir in der heutigen Zeit angelangt. Mehr oder Weniger. Zum Abschluss einige Anekdoten aus der Welt der Sportschützen. Eine Anekdote zeichnet sich dadurch aus, dass sie vielleicht nicht ganz wahr ist, im Laufe der Zeit von Freund zu Freund tradiert wurde, dabei jedes mal ein wenig verbessert, abgeschliffen, umgedichtet, bis am Ende eine wunderbare „wahre Geschichte“ entstanden ist.

Lustige Geschichten aus Sportschützenkreisen sind selten: der ganze Wettkampf spielt sich bei künstlich niedrig gehaltenem Geräuschpegel ab, der nur von den Sportwaffen durch lautes „Bumm, Bumm“ trommelfell-zerreißend unterbrochen wird. Wer dem Nachbarn bei großen Wettbewerben etwas zuwispert, wird meist mit „Pst, Pst“ oder einem lauten „Ruhe bitte“ unterbrochen. Nach dem Wettkampf wird dann hitzig erzählt: „I hob vier Zehna gschossn, und dann an Ochta, i beiss mi hinten eine.“ Hier und dort hört man ein lautes röchelndes „Har - Har“. Und so weiter. Dementsprechend einfach ist meist der Humor der Schützen. Aber es gibt seltene Ausnahmen. Ich versuche, hier einige aus der Erinnerung nachzuerzählen.

DIVERTIMENTO NO. 1:

Eine Episode, die ich aus erster Hand gehört und daher nur ein ganz klein bisschen ausgeschmückt habe. Die Quelle der story ist mein Freund Kurt Kornfeld, ein bekannter staatlich geprüfter Sporttrainer für den Pistolenschießsport – ja, so etwas gibt es; nicht nur bei den Fußballern! (Es gibt da und dort auch viele nicht geprüfte oder selbstgeprüfte Experten, aber lassen wir das.) Kurt arbeitete in früheren Jahren in einem großen Büro. Für das Haus gab es einen Hauselektriker, nennen wir ihn P... Besagter P., ein klein gewachsener athletischer Mann war mehrfacher österreichischer Meister im Gewichtheben in einer sehr leichten Gewichtsklasse. Ein Kerl wie Arnold Schwarzenegger, voll im Training, nur eben etwas kleiner. Ein „geölter Gugelhupf“, wie es in einem frivolen Lied heißt. Eines Tages verlangte es P... nach Unterricht im Pistolenschießen, ein Wunsch, den ihm unser Kurt gerne erfüllte. Da P.. in Allem was er anging unendlich ehrgeizig war, wollte er nicht mit dem Schießen aufhören. Wirklich, nach einigen Stunden intensiven Trainings – das er allerdings in einem Stück absolvierte - konnte er schon recht gut die Scheibe treffen.

Nächsten Tags saß Kurt wieder im Büro und als plötzlich eine Leuchtröhre flackernd ihren Geist aufgab, rief er den Hauselektriker – wir erinnern uns, es war P.. - um Hilfe und Austausch herbei. P.. erschien, allerdings mit bandagiertem Arm und bekannte kleinlaut, er könne die Röhre nicht tauschen, da er vom gestrigen Training mit der Pistole einen argen Muskelkater habe.

Der nüchterne Hintergrund ist der, dass jede Sportart ja ein anderes Training erfordert und für das Halten einer Pistole ganz andere Muskelpartien beansprucht werden als etwa beim Gewichtheben. Viele Sportler trainieren in der Vorbereitung falsch und erreichen dadurch keine Spitzenleistungen. Für Ungläubige ein kleines Rechenbeispiel zum Pistolenschießen: bei einem 60 Schuss-Programm mit der „Freien Pistole“ wird die Waffe um die 100 mal hochgehoben und jeweils bis zu 15 Sekunden gehalten. Das entspricht in 1 ½ Stunden dem waagrechte Halten eines Gewichts von 1,3 kg über eine Dauer von etwa 25 Minuten. Wobei vordergründig nicht allein die Kraftleistung sondern auch das Beibehalten eines Ruhezustands gefordert sind.

DIVERTIMENTO NO. 2

In unserem Club gab es den Oberschützenmeister Klerings. (Oberschützenmeister im Schießsport ist die Bezeichnung für den Obmann.) Unbeirrbar in sportlichen Fragen und in der regelgerechten Sportausübung war Klerings als Privatmann ein liebenswürdig zerstreuter und „g'schusslerter“ - für deutsche Leser: „schusseliger“ - Kamerad, der sich beim Umdrehen nach schönen Mädchen auch gerne den Kopf am nächsten Laternenpfahl anstieß. Er glich hier dem tolpatschigen US-Präsidenten Gerald Ford, der sich an niedrigen Flugzeugtüren häufig Beulen holte, unabsichtlich Personen anrumpelte und auch gerne von der Gangway seines Flugzeugs herunterkugelte. 1975 wurde Ford immerhin nach der Landung in Salzburg am Ende der Gangway von Bundeskanzler Bruno Kreisky aufgefangen.

Aber zurück zu Klerings. Eine lustige Schnurre hat mir Gerhard Petritsch erzählt, der selbst langjähriger Teilnehmer an internationalen Wettbewerben und mehrfacher Olympiaschütze war. Papa Klerings war Betreuer unserer Mannschaft bei einem bedeutenden internationalen Wettkampf. Als ein fraglicher Schuss von den Kampfrichtern angesagt wurde, man schoss bei diesem Bewerb auf lebensgroße Mannscheiben, bestand er mit dem Ausruf „der muss gestochen werden“ heftig auf einer Überprüfung mit dem sogenannten Schusslochprüfer. Er hastete mit diesem nützlichen Gerät in der erhobenen Rechten zu den Scheiben hinaus. Kurz vor der betreffenden Scheibe ereilte ihn das Schicksal, er stolperte wie üblich und stürzte mit der ganzen Hand bis zum Ellbogen in die Scheibe. Was mit dem derart „gestochenen“ Treffer geschah, ist nicht überliefert.

DIVERTIMENTO NO.3

Bei einem ländlichen/ dörflchen Wettbewerb mit Kleinkalibergewehr nahm einst ein Freund teil, der mir folgende Geschichte zum Besten gab. Das Kampfgericht beschränkte sich darauf, die Treffer auf den Scheiben mit Bleistift zu markieren und dann einfach auf die durchlöchernte Scheibe, die mittlerweile schon wie ein Schweizerkäse aussah, weiter schießen zu lassen. (Üblicherweise klebt man ausgewertete Schüsse mit einem sogenannten Schusspflaster zu, einem kleinen

überkalibrig großen Papierpickerl.) Als nun mein Freund inmitten des versammelten Furchenadels den Mund öffnete, um die Verwendung von Schusspflastern vorzuschlagen, wies ihn einer der Kampfrichter zurecht, mit den Worten: „Bua, (Bub), i wor zwanz'g Jahre bei der A'ttlerie, oba i hob nia a Schusspflosta braucht.“

DIVERTIMENTO NO. 4

Eigentlich eine traurige Geschichte, die zeigt, wie die Nervenanspannung bei internationalen Wettkämpfen einem Schützen zusetzen kann. Der Amerikaner Emmons lag bei der Olympiade in Athen 2004 mit dem Kleinkalibergewehr ganz vorne, der letzte Schuss sollte über Gold oder Silber entscheiden. Emmons war derart angespannt, dass er seinen Schuss auf die Nachbarscheibe setzte, 0 Ringe und damit ein Platz unter ferner liefen. Dies kam damals dem Österreicher Christian Planer zu Gute, der damit von einem „sicheren“ 4. Platz aufs Stockerl kam und Bronze errang. Traurig für den Amerikaner, aber es kommt noch schlechter. Bei der nächsten Olympiade in Peking 2008 lag Emmons wieder im KK-Dreistellungsfinale vor dem letzten Schuss unschlagbar um 3,3 Ringe vorne. Ein Kommentator verglich dies mit einer 3:0 Führung von Real Madrid in der 90. Runde. Was tut unser Unglücksvogel, er schießt eine „Vier“. Offenbar ein sogenanntes „Blackout“, das Emmons sich nicht erklären konnte (!) aber gefasst hinnahm.

DIVERTIMENTO NO. 5

Weil wir soeben bei den Olympischen Spielen waren: die Bedeutung der von Baron de Coubertin geschaffenen Spiele der Neuzeit für den Schießsport wurde hier bereits ausführlich gewürdigt. Es gab nur zweimal Olympische Spiele, bei denen die Schützen nicht vertreten waren, in allen anderen Fällen waren mit den Schießbewerben auch Bewerbe für Pistolenschützen verbunden.

Erstaunlicherweise wurden bei den Spielen in St. Louis 1904 keine Schießbewerbe abgehalten. Der Grund dafür ist mir nicht bekannt. Anders in Amsterdam 1928: Die Amateurbestimmungen waren damals bereits sehr eng gezogen. Man vergleiche nur die Ereignisse um unseren Skistar Franz Klammer, die viel später beinahe zu einem innenpolitischen Aufruhr in Österreich geführt hatten. Das IOC hatte 1928 Wind davon bekommen, dass viele Sportschützen auch gerne an sogenannten Preisschießen teilnahmen, wo es gelegentlich einen Golddukaten oder eine halbe Sau zu gewinnen gab. Das IOC wertete bereits die Teilnahme an solchen Bewerben als „Profisport.“ Schon war der Bann über alle Schützen ausgesprochen und erst in Los Angeles 1932 gab es wieder Schießbewerbe. Allerdings mit der Auflage, dass keine Schützen daran teilnehmen durften, die jemals um Preisgeld geschossen hatten.

DIVERTIMENTO NO. 6

Kürzlich gab es ein empörtes Rauschen im Blätterwald: der amerikanische Bundesstaat Utah hat die „Browning - Pistole 1911“ als Staatssymbol anerkannt. Bei näherer Betrachtung gar nicht so unlogisch: gemeint ist ja die Colt Government, die wir schon im Kapitel „Die Pistole“ kennen gelernt haben. Sie wurde von John M. Browning konstruiert, der wiederum in Ogden / Utah geboren war. Dass das Verriegelungssystem nach Browning und im Besonderen die Colt Government die Waffentechnik des 20. Jahrhunderts mit geprägt haben, ist unbestritten.

KLEINE PATRIOTISCHE BEMERKUNG ZUM SCHLUSS

Jetzt bin ich noch eine Erklärung für den von mir liebevoll umstilisierten Doppeladler auf der Titelseite schuldig;

Die Österreich-Ungarische Armee war die erste europäische Armee, die einen Revolver mit Zentralfeuerpatrone, noch mit Schwarzpulverladung, einführte. Erstaunlich angesichts der reservierten Haltung des „Alten Prohaska“ gegenüber technischen Neuerungen. Jedenfalls wurden am 3. Sept. 1870 die ersten 3.000 Revolver des Systems „Gasser 1870“ bestellt und in der Folge militärisch abgenommen. Er zählt zu den größten je in einer Armee verwendeten Revolvern, vergleichbar mit dem Colt Walker. Der berühmtere Colt Peacemaker im Kaliber .45 - der meines Wissens auch erst ab 1873 in den USA eingesetzt wurde - ist dagegen ein zierliches Ding. Für einen Infantristen mag der Gasser ein schweres Trumm sein aber zu Pferd ergibt dies eine sehr brauchbare Seitenwaffe. Auch bei Colt entstand ja aus dem „Walker“ der „Dragoon“, also der „Dragoner-Revolver“. Dieser von Leopold Gasser entwickelte Gasser Revolver verwendet die Patrone des Werndl Carabiners im Kaliber 11,3 mm, die später jedoch des mächtigen Rückstoßes wegen beim Revolver auf die halbe Schwarzpulverladung reduziert wurde.



Gasser M 1870/74

Eine weitere Serie von 463 Stück des Gasser M1870 wurde in leicht veränderter Bauweise (Laufbefestigung an der Zylinderachse, wie bei Colt) für die k.u.k. Marine geliefert. Ein Kuriosum sind 30 Stück des M1870, die für die „Österreichisch-Ungarische Nordpolexpedition“ Payer-Weyprecht gemeinsam mit 30 Werndlkarabiner M1867 in „Stahlbronze“ nach dem System Uchatius (Cu, 8% Zn) ausgeführt wurden. Grund war nicht die bessere Korrosionsbeständigkeit sondern die Annahme der größeren Zähigkeit des Materials bei arktischen Temperaturen.

Schließlich wurde der leicht geänderte Gasser-Revolver in verbesserter Gußstahlqualität als Gasser M1870/74 bis etwa 1900 produziert. Nicht nur von Gasser sondern später auch von „Rast & Gasser“ und Th. Sederl. Die Revolver waren bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gemeinsam mit dem Rast & Gasser M98 Revolver und den Pistolen Muster 7 und Muster 12 im Einsatz. Insgesamt schätzt man die Produktionszahlen des Gasser M1870/74 auf über 180.000 Stück

Schließlich wurde 1873 eine weitere verkleinerte Version des Gasser-Revolvers, der „Infanterie-Offiziersrevolver“ patentiert. Er geht auf Anregung (Konstruktion?) des Feldzeugmeisters und Generalartillerieinspektors Alfred Ritter von Kropatschek zurück und wird heute meist als „System Gasser – Kropatschek“ oder auch als „Kropatschek-Revolver“ bezeichnet. Dieser wurde zwar nie als Ordonnanzwaffe beim Heer eingeführt, war aber im Offizierskorps sehr beliebt. Da die Offiziere ihre Waffen selbst kaufen mussten, hatte sie auch die Wahl des Modells und der „Kropatschek“ im Kaliber 8 mm erwies sich dabei als die handlichere Waffe. Auch der Kronprinz Rudolph besaß einen reich gravierten Kropatschek-Revolver, heute im Besitz des Heeresgeschichtlichen Museums Wien. Für den Mord an seiner Geliebten und seinen Selbstmord zog er allerdings den wirkungsvolleren M1870/74 vor. (Als Randbemerkung sei hier hinzugefügt, dass später mit dem Aufkommen der halbautomatischen Waffen Offiziere meist sehr kleine und handliche Waffen wählten. Besonders bei Staboffizieren, die ja die Waffe nur wie einen Ehrendolch trugen, waren Pistolen im Kaliber 6,35 Browning sehr verbreitet und es galt die Regel: je höher der Rang, um so kleiner die Pistole.)

Mit besonderem Stolz möchte ich erwähnen, dass die wesentlichen Revolverfabrikanten Österreich-Ungarns in meinem näheren Wiener Heimatbezirk Ottakring/ Hernals in einem Umkreis von einigen hundert Metern angesiedelt waren.

- Die Werkstätte von Scheinigg, Lehrmeister und Schwiegervater von Leopold Gasser, in Ottakring No. 405; heute Ecke Abelegasse/ Eckmüllergasse.

Joseph Scheinigg entwickelte bereits 1861 einen Perkussionsrevolver, der dem Adams-System von 1855 nachempfunden war, mit einer eigenen Einrichtung – Dorn – in den Kammern zur Aufweitung der Geschosse. („Dorn-Revolver“) Ein weiteres Modell mit leichten Veränderungen wurde dann 1862 gemeinsam mit Leopold Gasser zum Patent angemeldet. („Scheinigg-Gasser-Revolver“) Beide Revolver wurden jedoch nicht vom Militärkomitee angenommen.

- Die Fabrik Leopold Gasser in der Ottakringerstraße 83, Ecke Feßtgasse.

Gasser, (auch Gaßer), geb. 1836 in Spittal/Drau als Sohn des Büchsenmachers Johann Gaßer, hatte seine Lehre in Ferlach absolviert und kam 1858 nach Wien zu Scheinig, legte 1862 die Meisterprüfung ab und heiratete Scheinig's Tochter Leopoldine. 1870 gründet er die Firma „Leopold Gasser“. Bald nach der Annahme der Gasser Revolver M1870 stirbt Leopold am 2. März 1870, sein Bruder Johann heiratet die Witwe und übernimmt die Firma, firmiert aber weiterhin als „Leopold Gasser“, nunmehr auch als „K.K. Hof- und Armeewaffenfabrik“. Der Betrieb wird durch eine Niederlassung am Kohlmarkt 8 sowie durch ein Hammerwerk mit Gießerei in St. Pölten/ Neuhof erweitert. Man beschäftigte bis zu 300 Arbeiter. Nach Johanns Tod wird die Firma 1903 liquidiert, eine große Zahl der Fertigungsmaschinen wird von „Rast & Gasser“ aufgekauft. Der Firmenname wird von Karl Hoffmann und Leopold Ullrich übernommen und in „Leopold Gasser's Nachfolger Hoffmann & Ullrich“ geändert; später scheidet Ullrich aus, schließlich wird der Handelsbetrieb 1924 geschlossen.

- Die Werkstätte Thomas Sederl, in der Eisnergasse 8.

Sederl hatte 1879 einen „Selbstextractionsrevolver“ zum Patent angemeldet, bei dem die abgeschossenen Patronen jeweils während des Fallens des Hammers für den nächsten Schuss ausgeworfen wurden oder zumindest ausgeworfen werden sollten. Ohne Erfolg. Bemerkenswert ist aber, dass Sederl 1880/81 für die Heeresverwaltung Ergänzungslieferungen des Gasser Revolvers produzierte und lieferte. Offenbar kam damals Gasser mit der Produktion nicht nach. Die Waffen sind mit „Th. Sederl“ beschriftet, weisen Verbesserungen am Abzug auf und wurden mit eigenem Maschinenpark gefertigt. (Ein Matthias Sederl, Büchsenmacher, findet sich darüber hinaus im Adressbuch von 1875 in der Ottakringer (!) Rittergasse 15.)

- Die Fabrik Rast und Gasser in der Hernalser Lobenhauergasse 13-19.

August Rast gründet gemeinsam mit Michael Gasser, dem Bruder Leopold Gasser's 1878 eine Nähmaschinenfabrik. Unter dem Patent „August Rast“ – der in seinen Lehrjahren Erfahrungen in Waffenerzeugung sammeln konnte – wird der später als „Rast & Gasser M98“ bezeichnete Armeerevolver entwickelt und obwohl bereits zahlreiche Versuche mit Selbstladepistolen laufen, fällt die Wahl des Militärs 1900 auf den M98-Revolver. Dieser wird bis etwa 1919 (!) produziert, bis 1903 aber noch bei „Leopold Gasser“, sodann wahrscheinlich auf den gleichen Maschinen in der Lobenhauergasse. Nach 1919 erzeugt die Firma weiterhin Nähmaschinen, wird nach einem Konkurs in den Dreissigerjahren nochmals aufgefangen. Letztendlich bringt ein neuerlicher Konkurs 1976 das endgültige Aus für das renommierte Unternehmen, das zuletzt in der Geblergasse 98 seinen Sitz hatte.

- Die Revolverfabrik (?) Alois Rutkowsky (auch: Rutkowski), in Hernal, Karlsgasse No. 4 (heute: Pezlgasse) und Hernal, Ottakringer Landstr. 5b

Die Adresse Ottakringer Landstr. weist auf den nahe gelegenen Exerzierplatz an der heutigen Ottakringerstrasse hin. Um 1865 fuhr auch die erste Pferdestrassenbahn Wien-Dornbach hier vorbei. Jedenfalls soll Rutkowski zeitgleich mit der Erprobung der Gasser-Revolver 1869 eine von ihm konstruierte Waffe als „leichtere und bequemere Waffe“ dem Heer angeboten haben. Angeblich gab es auch einen versuchsweisen Einsatz im 7. Ulanenregiment. Als Kuriosum hatte dieser Revolver (Stiftfeuerrevolver?) einen Zylinder mit gezogenen Bohrungen, wohl um irgendeine Innovation in die Patentschrift einfließen

zu lassen. Rutkowski's Revolver wurde nicht angenommen, die Spur verliert sich nach 1870.

- Der Ottakringer (?) Büchsenmacher Michael Auer,

nach anderer Quelle mit der Adresse Stiftgasse 3 zu finden, soll gleichfalls einen Perkussionsrevolver als Offizierswaffe eingereicht haben, der nicht angenommen wurde. Diese Waffe wurde 5-schüssig in verschiedenen Kalibern und Größen - vom Armeerevolver bis zur Taschenwaffe - angeboten und in einem militärischen Wochenblatt aus 1864 (?) wird dabei auf eine leicht zu fertigende Papierpatrone für den Auer'schen Revolver verwiesen.

Eine bemerkenswertes Kapitel in dieser Revolver-Ära war die Lieferung der Gasser Revolver in verschiedensten Varianten nach Montenegro. Die Montenegriner, ein wildes Bergvolk zwischen Serbien, Albanien und Bosnien-Herzegovina waren eben dabei, die osmanische Herrschaft abzuschütteln. Es war von alters her eine liebe Gewohnheit der Montenegriner, nicht ohne Dolch oder Schwert aus dem Haus zu gehen. Zar Nicolas I. Petrovic hatte die Idee, diese Gewohnheit auf einen Revolver auszudehnen und verordnete der wehrhaften männlichen Bevölkerung das Tragen eines Gasser-Revolvers, was mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Die Sammelbestellung von letztlich etwa 20.000 Waffen (!?) wurde praktischerweise durch das Kriegsministerium Nicolas I. durchgeführt und es gibt auch ein unbestätigtes Gerücht, dieser habe sich bei einem Besuch in Wien eine entsprechende Provisionsvereinbarung ausbedungen. Somit waren jene Gasser-Revolver, die dann später den Beinamen „Montenegriner“ erhielten - kenntlich an einer Laufgravur NI (für Nicolas I.) mit Krone - sozusagen die Kalashnikovs des „Fin de siècle“. (Waffensammler aufgepasst: es gab und gibt eine Unzahl minderwertigster und schamloser belgischer Nachahmungen des „Montenegriners“, auch mit Krone gestempelt und als „Gassel“ oder ähnlich bezeichnet.) Ansonst kann ich zu diesem Thema nur noch die Lektüre der „Maghrebinischen Geschichten“ von Gregor von Rezzori empfehlen.

Nach neuesten Forschungen liegt auch die „Wiege der Mehrladepistolen“ in Österreich. (Vgl.: Mötz: „Die Wiege der Selbstladepistolen steht in Wien“, DWJ 2003, Heft 1-3). Der Österreicher Joseph Schulhof hatte 1884 ein erstes Patent auf eine Repetierpistole angemeldet, bei der die Patronen durch Druck des Abzugsfingers in den Lauf eingeschoben, gezündet und wieder ausgeworfen werden. Daraus entwickelten sich die halbautomatischen Pistolen, bei denen dieser Vorgang durch den Rückstoß der Patrone ausgeführt wird. Die ersten Truppenversuche mit Selbstladepistolen wurden im Frühjahr 1897 bei fünf ausgewählten k.u.k.-Kavallerie- und Artillerieregimentern durchgeführt. Zur Prüfung traten gemeinsam mit den bekannte Revolvermodellen von Gasser an: die Dormus Kal. 8mm Dormus, (protegiert von Erzherzog Karl Salvator und daher auch als „Salvator-Dormus“ bezeichnet); weiters die Mannlicher Mod 1894, Kal. 8mm sowie die Roth-Krnka „1895“, gleichfalls im Kal. 8mm. „Sieger“ dieses ersten Truppenversuchs - dem weitere folgen sollten - war die Roth-Krnka 1907. Diese bei uns besser als „Roth-Steyr“ bekannte Waffe im Kal. 8 mm Steyr -

konstruiert von einem Alt-Österreicher mit dem typischen Namen „Krnka“ - wurde dann 1907 mit „Allerhöchstem Entschluß“ als Pistole „8mm M7 Repetierpistole“ in der Ö.-Ungarischen Armee angenommen. Wenn man dem Historiker folgt, war die Roth-Steyr *„die erste von einer Großmacht für ihre Landstreitkräfte eingeführte Selbstladepistole, Deutschland war mit der Parabellum 08 ein Jahr später, und die USA mit der Colt Government 1911 erst vier Jahre später dran.“* (Zitat Mötz, sh. oben.) Die Konstruktion des Abzugsystems der Roth-Steyr als „halbgespannte“ Waffe ohne Sicherung nimmt die modernsten Konstruktionen der heute dominierenden Servicepistolen vorweg. Wieder eine Weitsicht des „Allerhöchsten Entschlusses“, die man nicht erwartet hätte. Möglicherweise waren diese militärischen Entscheidungen bereits von der sogenannten „Kleinen Militärkanzlei“ des Thronfolgers Franz Ferdinand beeinflusst, die als eine Art Schattenregierung von 1906 bis 1911 unter Alexander von Brosch-Aarenau geführt wurde. Ein umfangreiches Thema für Militärgeschichtler. Zur Biografie des Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich-Este möchte ich auf mein gleichnamiges kleines Elaborat verweisen, das 2014 im Eigenverlag als „Gratis-Buch“ erschienen ist. (Österr. Nationalbibliothek)



Die Roth-Steyr „Muster07“ im Kaliber 8 mm Steyr

Erich Gabriel: Die Hand- und Faustfeuerwaffen der habsburgischen Heere. (Wien 1990)
 Joschi Schuy, „Gasser-Revolver. Lebenswerk einer österr. Büchsenmacherfamilie“. (1992)
 Josef Mötz/ Joschi Schuy: Vom Ursprung der Selbstladepistole. (2007)
 Hans Jachim: Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Versuch einer Würdigung. (2014)